3 1761 06980029 0

Iselin, E L
Der Untergang der christlichen
Kirche in Nordafrika

BR
1390
I7

Der Untergang der christlichen Kirche in Nordafrika

Von D. E. L. Iselin

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel
1918

Sonderabdruck aus dem
Evangel. Missions-Magazin
1918 Nr. 2-6.

Der Untergang der christlichen Kirche in Nordafrika

Von D. E. L. Iselin
Pfarrer in Riehen

Basel · Verlag der Basler Missionsbuchhandlung · 1918

BR
1390
T7

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/deruntergangderc00isel

Der

hochwürdigen theologischen Fakultät
der Universität Basel

in aufrichtiger Dankbarkeit für die ehrende Ernennung
zum Doktor der Theologie
am 31. Oktober 1917,

gewidmet

vom

Verfasser.

1. Die Bedeutung des Problems im Allgemeinen.

Die Geschichte des untergegangenen Christentums in Afrika und Asien — leicht könnte man Gegenden von Europa mit einschließen — ist zwar nicht gerade ein ungeschriebenes, aber doch ein meist *ungelesenes Blatt der Kirchengeschichte*. Die Ursachen hiefür liegen nicht bloß in der relativen Spärlichkeit, Abgelegenheit und mangelhaften Publikation der geschichtlichen Quellen, ferner in den mancherlei sprachlichen Schwierigkeiten, welche deren Verwertung erschweren, sondern doch auch in der Unlust der Christenheit, von solchen Seiten und Zeiten der Vergangenheit näher Notiz zu nehmen, welche reinen Verlust bedeuten und deren Studium für das christliche Selbstgefühl traurig und demütigend ist. Wenig eingehend hat sich auch die *Missionsgeschichte* mit dem Probleme der zahlreichen schweren Rückschläge auf dem weiten Glaubensgebiete der früheren Jahrhunderte beschäftigt, als ob es im Gang des christlichen Glaubens durch die Welt nur einen Fortschritt gegeben hätte, ein Laufen des Wortes durch die Völkerwelt und nicht auch ein Zurückweichen, ja schwere, unheilvolle Niederlagen, welche die Kraft und Freudigkeit des Bekenntnisses zu Christus auf Jahrhunderte hinaus in gewissen Völkerschaften und Zonen gelähmt und sogar dazu geführt haben, daß eherne Riegel vorgeschoben worden sind für die Evangelisation. Wie selten hat sich die Diskussion über die Frage nach dem *Verhältnis zwischen Christentum und Nationalität* orientiert an der Geschichte jenes untergegangenen Christentums, die uns von einer einstigen christlichen Kirche in Nubien und im Sennaar berichtet, wie auch von einer einstigen Christenheit in Hochasien und Nordafrika, und die uns ebenso über die Vorzüge wie über die Gefahren eines nationalen Christentums aufzuklären vermag und das nicht auf Grund von Theorien, sondern auf Grund von verschiedenen Tatsachen. Sodann gewinnt das Problem, ob evangelischer Glaube zu seinem Bestand *kirchliche Formen* brauche, von hier aus eine höchst bedeutsame Beleuchtung. Man sieht mit plastischer Klarheit den Unterschied zwischen Staatsreligion und Volksreligion. Man lernt die unheilvolle Vermischung von Missions- und

Kolonisationsprojekten, von Interessen des Reiches Gottes und der Weltreiche an Hand begangener Fehler und geschehener Mißgriffe in ihrer ganzen unheilvollen Tragweite ermessen, und erhält vor allem wieder den heilsamen Eindruck, daß das Wesen unseres Glaubens nicht ruht in der Lehre, sondern in einem *Leben* mit dem lebendigen Heiland, und daß das Reich Gottes nicht stehet in Worten, sondern in Kraft.

Auch für die gerechte Beurteilung der Vergangenheit wie der Gegenwart des Christentums ergeben sich dabei wertvolle Erkenntnisse. Man findet, daß die schon geschichtlich vorhandenen *Typen des Glaubens* zahlreicher und mannigfaltiger gewesen sind als man für gewöhnlich annimmt. Man muß anerkennen, daß die nestorianischen, monophysitischen und arianischen Glaubensgemeinschaften nicht kleine Sekten gewesen sind, sondern ebenso bedeutsame Konfessionen wie die katholischen und die evangelischen Richtungen der Gegenwart, und daß die konfessionellen Kämpfe dort wie hier mit dem gleichen Recht und Unrecht gekämpft wurden. Man wird sich auch auf Grund solcher geschichtlicher Maßstäbe das rasche, selbstgerechte und unverständige Absprechen über die noch vorhandenen Ueberreste jener alten Konfessionskirchen in Aegypten, Abessinien, Syrien usw. abgewöhnen müssen, dessen sich grade auch viele Vertreter der Mission in vermeintlichem evangelischem Eifer schuldig gemacht haben. Ebendahin gehört auch die sehr beliebte Art, das Zusammenbrechen der morgenländischen Christenheit unter dem Ansturm des Islam einfach als *gerechtes Gottesgericht* zu deuten. Wie weit hierin auch verhältnismäßig selbständige Forscher gegangen sind, zeigt z. B. die Bemerkung des als Kirchenhistoriker verdienten R. *Rothe* in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte (1875, II, 108):

„Die Christenheit, welcher der Islam den Untergang brachte, war dieses Unterganges wert. Sie war für das Reich Gottes nicht mehr zu brauchen, so vollständig war ihr Christentum degeneriert — in ihr war das Salz dumm geworden. Sie mußte also dem Untergang geweiht, sie mußte ausgelöscht werden: Der Islam war das Instrument in Gottes Hand, das sie wegwischte."

Wie eigentümlich nimmt sich diese Apologetik aus, wenn man die erschreckend deutliche Tatsache wahrnimmt, daß *alle die Völker- und Ländergebiete, welche einmal für den Glauben an den Gekreuzigten gewonnen und dann durch Schuld oder Mitschuld der Christenheit wieder verloren gegangen sind, einer zweiten späteren Missionierung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen.* Es ist, als ob der Boden, der einmal weich zu bearbeiten war, solange es noch Zeit war, nun hart und ganz

unbebaubar geworden wäre. Und diese Lehre ist so ernst und in die Augen fallend, daß es lohnt, ihr nachzusinnen und „sein eigen Werk zu prüfen." Denn die traurige Tatsache, daß bedeutende Teile unserer Erde, wo der christliche Glaube einst nicht bloß in Blüte stand, sondern durch Jahrhunderte hindurch köstliche Frucht trug, nun offenkundig für das Glaubensleben verdorrt oder von Dornen und Disteln fast überwuchert sind, ist nicht durch Redensarten aus der Welt zu schaffen.

Es ist klar, daß auch die Beziehungen zwischen Christentum und Islam in einem solchen Zusammenhange besprochen werden müssen. Dabei wird es eine Menge von alten Urteilen und Vorurteilen zu revidieren geben. Der Satz, daß der Mohammedanismus grundsätzlich verfolgungssüchtig sei, ist geschichtlich ebenso unhaltbar wie die Annahme, daß es den Anhängern des Propheten einst ernstlich darum zu tun gewesen sei, die Anhänger des Gekreuzigten auszurotten. Man wird lernen müssen im Vordringen des Islam nicht bloß eine religiöse Bewegung zu sehen, sondern auch eine zweite Völkerwanderung des Ostens nach dem Westen. Andrerseits wird man auch das Christentum von einst nicht einfach gemütsmäßig dem evangelischen Glauben von heute gleichsetzen dürfen, sondern wenigstens versuchen müssen, die andere Farbe, den anderen Ton, die andere nationalgesinnte Art und Weise solchen evangelischen Christentums in Rechnung zu bringen.

Der Untergang dieses Christentums im Süden und Osten kann auf sehr verschiedene Art stattgefunden haben und hat denn auch tatsächlich verschiedene Phasen und Ursachen gehabt. Wurde dieses Glaubensleben wie durch einen plötzlichen Hagelsturm vernichtet oder wie durch einen erkältenden Frost? War es ein Hingerafftwerden oder mehr ein Absterben aus Mangel an Nahrung, an Schutz, an Lebenskraft? Zog der Untergang des einen Teils unvermeidlich den des andern nach sich oder fehlte es an eigentlichem Widerstand? Krankte die Kirche mehr oder mehr die Einzelperson? War das Christentum stark national gefärbt und darum nur in eine gewisse Volksschicht gedrungen? War der Glaube mehr Kopf- als Herzenssache und deshalb leichter zu vertauschen an eine andere Lehre? Lag die Religion mehr im Amt als im Volksgrund, oder fehlte es dem Einzelglauben an Zusammenhang, Halt und Organisation mit einer großen starken Christenheit? War eigene Schuld größer als fremde Schuld, oder haben höhere Gewalten, Krankheiten, Kriege, Völkerverschiebungen wesentlich mitgeholfen, daß einst blühende christliche Provinzen ausgestorben sind? Alles dies und vieles außerdem bedeuten ebensoviel Probleme, deren Lösung ganz wesentlich das Gesamturteil über die Verluste der Christenheit bestimmen hilft.

Auch die Extensität ebenso wie die Intensität des Christenglaubens fällt in die Wagschale. Jene ist leichter festzustellen als diese, da nachgerade auch auf christlichem Boden die Steine zu schreien anfangen und manches, was die literarischen Urkunden kaum andeuten, durch Denkmäler und Grabschriften bekannt wird. Dennoch kann man nicht mehr als allgemeine Grenzen ziehen. Aber wenn es richtig ist, daß im 10. Jahrhundert das Christentum bis nach Fezzân vorgedrungen war und die Nordküste von Afrika von Tanger bis an den Sinai einst christliche Staaten oder doch christliche Siedelungen hatte, daß von Alexandria bis nach Khartum und wieder bis zur Somaliküste und zur großen Insel Sokotra hinaus eine zusammenhängende ägyptische Kirche existierte, daß es eine Zeit gab, da Arabien im Norden und Süden, im Westen und Osten wenigstens starke christliche Minderheiten hatte, und daß endlich, um von anderem zu schweigen, auf einer Synode mit den Vertretern der syrischen Kirche im engeren Sinne (Syrien und Mesopotamien, Armenien), die Metropoliten von Persien, Merw und Nischabur (in Khorasan), Kaschgar in Turkestan, Samarkand, Herat (in Segestan), Balch, den Kaukasusländern (Georgien, Albanien, Mingrelien), Chanbalik (Peking), Almalik (Kuldscha in der Dsungarei), Tangut (in Nord-Tibet) zusammengekommen sind, ja daß es eine Kirchenprovinz India und der „Meeresinseln" (Ceylon und Java) gab, so muß, auch wenn man manche dieser Distrikte bloß als besetztes Missionsgebiet gelten lassen möchte, doch der ungeheure Verlust an Territorium auffallen, den der Christenglaube im Verlaufe von zirka 700 Jahren erlitten hat. Und dabei handelt es sich, um auch die Frage nach der Intensität dieses untergegangenen Christentums vorläufig zu streifen, doch um Länder wie Nordafrika, das einst die tiefste, man darf fast sagen evangelischste Auffassung des Christentums hatte, um Aegypten, dem wenigstens einst besondere Innigkeit, ja ein glühender Eifer des Glaubens nachgerühmt werden darf, und um die syrische Kirche, die reich genug war, um den Arabern die bedeutsamsten Werke klassischer Bildung zu übergeben und dadurch indirekt der abendländischen Christenheit zu vermitteln. Rechnet man ein wenig nach, wie anders Asien aussehen könnte, wenn diese Verluste nicht stattgefunden, wie völlig anders Europa der mongolischen Rasse gegenüberstehen würde, wie Afrika ein längst erschlossenes Land wäre und Vorderasien eine Kulturgegend sein könnte, so gut wie einst im Altertum, so erscheinen doch alle Eroberungen, welche die christliche Mission in den letzten hundert Jahren erreicht hat, als unbedeutend, und auch der bedeutende Gewinnst der mittelalterlichen Kirchen- und Fürstenmission reicht extensiv lange nicht an solche Gebietsmassen heran. Einzig der durch höhere Leitung vermittelst der Kolonisation christlicher Völker

in Amerika, Australien und Südafrika erfolgte Zuwachs kann wohl numerisch den Verlust aufwiegen, den die christliche Religion einst in Asien und Nordafrika erlitten hat.

2. Neuere Untersuchungen über den Untergang des Christentums in Nordafrika.

Während aus älterer Zeit wissenschaftliche Arbeiten über die vorliegende Frage völlig fehlen und sich die Kirchengeschichtsschreiber damit begnügen, den Einfall des Islam und vielleicht auch noch der Vandalen als hinreichende Ursache des Verschwindens einer einst blühenden Kirchenprovinz ersten Ranges hinzustellen, so haben sich neuerdings zwei bedeutende Spezialuntersuchungen um die Erforschung des Problems bemüht, eine von englischer und eine von französischer Seite. Jene (R. Holme, The extinction of the Christian Churches in North-Africa 1898)[1]) kommt zu dem Resultat, daß das afrikanische Christentum darum nicht imstande war, sich dem Islam gegenüber zu erhalten, weil es nie die Mehrzahl der eingeborenen Bevölkerung gewonnen hatte, sondern mehr nur durch die romanisierte Einwohnerschaft getragen wurde. Einzig der Donatismus sei tiefer in das berberische Volk eingedrungen; indem die offizielle Kirche diese Bewegung unterdrückte, habe sie die einzige Möglichkeit zu einer bleibenden Erhaltung des Glaubens vernichtet und sich selbst das Grab geschaufelt. Zu dieser Ansicht meint ein anderer Fachmann, daß doch auch die Donatisten nur einen beschränkten und unsicheren Zuzug aus dem einheimischen Volkselement erhielten und daß die Massen der Eingeborenen dem christlichen Glauben überhaupt fremd blieben.

Das zweite, sehr umfangreiche und gründliche Spezialwerk (J. Mesnage, Le christianisme en Afrique[2]) kommt zu einem ähnlichen Schluß: die eigentliche Hauptursache des Untergangs der afrikanischen Kirche sei die geringe Zahl christianisierter Eingeborener. Eine Christianisierung habe eigentlich nur unter der bereits romanisierten berberischen Bevölkerung stattgefunden und auch da bloß in Anfängen; sie sei dann durch die Invasion der Vandalen stillegestellt worden. Der Verfasser, welcher schon vorher in Spezialarbeiten die Romanisierung wie die Evangelisation Afrikas behandelt hat und sich auf ein besonders

[1]) Mir, weil im Buchhandel vergriffen und infolge der Kriegshemmungen aus den Bibliotheken nicht erhältlich, nur bekannt durch die ausführliche Rezension von P. Monceaux in der Revue historique 75. 1901, S. 401—405.

[2]) Der erste Band (Paris, Picard 1914) behandelt auf 352 Seiten „Origines, développements, extension" der afrikanischen Christenheit, der zweite das eigentliche Problem: Déclin et extinction (Paris 1915), der dritte mit dem Untertitel: Eglise Mozarabe. Esclaves chrétiens (1915) gibt eine ausführliche Darstellung der christlichen Söldnerkirche am Hofe berberischer Fürsten im späteren Mittelalter, dann der vereinzelten Diasporagemeinden christlicher Kaufleute und der Pastoration christlicher Sklaven in der neueren Zeit.

reiches archäologisches und inschriftliches Material stützt, ist als Mitglied der Kongregation der „weißen Väter" (für die Missionierung Afrikas) mit den Missionsproblemen wohl vertraut, auch kritisch nüchtern in der Beurteilung der Tradition. Sein Urteil wird darum im Wesentlichen maßgebend bleiben, zumal es auch im Ganzen zusammentrifft mit dem Urteil von Harnack[1]), Boissier[2]) u. a. Allein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß unter der gleichen Invasion des Islam das Judentum in Nordafrika nicht unterging, sondern sich bis auf diesen Tag lebendig erhalten hat, daß ferner in Aegypten wie in Syrien eine einheimische Christenheit alle Wirren der Jahrhunderte aushalten konnte, so wird man sich sagen, daß doch noch andere Faktoren mitgewirkt haben müssen, um die eigentliche Vernichtung einer einst blühenden Kirchenprovinz zu erklären, und man wird sich fragen, wie weit sie in den äußeren Umständen (politische und soziale Wirren, Krieg, Verarmung und Verödung des Landes) lagen, wie weit aber in der Minderwertigkeit des Christenglaubens selbst oder seiner Bekenner, in der Verquickung von Religion und Nationalität, Kirche und Staat, im Mangel der Volkstümlichkeit, Tiefe und Lebenskraft. Erst dadurch wird ein kritischer Rückblick auf die Vergangenheit weiter führen als zu einem ernsten memento, nämlich zu einer Offenbarung der Geschichte für Gegenwart und Zukunft.

3. Das alte Afrika. Völkergeschichtliche Lage.

Unter „Afrika" verstand man im Anfang unserer Zeitrechnung nur die Atlasländer, also das heutige Marokko, Algerien und Tunis, wozu in unbestimmterem Sinne und wechselnder Ausdehnung noch Tripolis und das dahinter liegende Fezzân gezogen wurden. Das östliche Tripolis mit Barka dagegen, durch die von der Schiffahrt gemiedenen Syrten vom westlichen Komplex geschieden, galt unter dem Namen Libyen als eine Art Anhängsel von Aegypten und wurde mit demselben zu Vorderasien gerechnet, nicht zu Afrika. Diese ganze Auffassung ist durchaus verständlich vom Gesichtspunkt des Völkerverkehrs im Altertum. Jahrhunderte hindurch stand das Nilland in steter Verbindung mit den großen vorderasiatischen Reichen. Aus dem 14. und 15. Jahrhundert v. Chr. berichten die in dem Dörflein Tell-el-Amarna zwischen Memphis und Theben aufgefundenen „Briefe" auf gebrannten Tontäfelchen von einem regen politischen und kommerziellen Verkehr des Nillandes mit dem Zweistromland in Mesopotamien; war doch die dortige Schrift und Sprache die diplomatische Sprache für alle Länder östlich ums Mittelmeer. Später beweisen die Schicksale des Volkes

[1]) Mission und Ausbreitung des Christentums. 2. A. II. S. 254.
[2]) L'Afrique Romaine. 1901. S. 357.

Israel von seinen ersten Zeiten an bis zu seinem Untergange, wie auch Aegypten ganz in die Geschicke von Vorderasien eingezogen wurde. Seit 525 war Aegypten eine Provinz des gewaltigen persischen Reiches, und durch Alexander den Großen wurde es erst recht an die hellenische Welt und Kultur angeschlossen, die ihren Schwerpunkt in Vorderasien hatte. Auch als die Römer sich „Afrika" zur Provinz gemacht hatten, verwalteten sie dieses durchaus getrennt von Aegypten und ihr „Afrika" war eher ein jenseitiges Stück von Europa. Eigentlich blieb Aegypten ja durch das frühere Mittelalter hindurch ein integrierender Bestandteil des vorderasiatischen Khalifates, während das auch islamitisch gewordene Westafrika viel mehr Verbindung mit dem maurischen Spanien hatte. Alles das ist ja wie prädestiniert und vorausbestimmt durch die besondere, gegen Europa vorgestreckte Lage des alten Afrika. Es kam den Alten mit Recht vor wie ein Insel, und es ist ja auch gegen Süden und Osten wie durch ein Sandmeer abgeschlossen. Nichts spricht deutlicher für seine Isolierung als der Umstand, daß ja der „schwarze Erdteil" in diesem Gebiete eine alteinheimische weiße Bevölkerung hat, die Berber. Aber auch sonst ist es kein bloßes Gedankenspiel moderner Geographen, wenn sie darauf hinweisen, daß Nordafrika nach Gestaltung und Art sozusagen das südliche Spiegelbild von Spanien sei. Faktisch sind die klimatischen, die meteorologischen und besonders auch die botanischen Verhältnisse an beiden Gestaden des Mittelmeers sozusagen identisch, und es ist ebenso begreiflich, daß die aus Nordafrika herkommenden Mauren sich in Spanien heimisch fühlen konnten, wie daß Südfranzosen und Süditaliener einst und heutzutage sich in Algier und Tunis wohl befunden haben, während Aegypten dem Europäer eigentlich immer ein fremdes Land geblieben ist. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es darum gar nichts Erstaunliches, daß einst jenes ganze Gebiet von Nordwestafrika völlig bedeckt war von europäischer Kultur in der römischen Kaiserzeit und dann auch ein wichtiges Stück der alten abendländischen Christenheit ausmachte. Verwunderlich ist eher das Umgekehrte, daß nämlich jenes Afrika sich hernach so völlig losreißen konnte von europäischer Bildung und christlicher Kirche, daß es mehr als tausend Jahre lang der erbittertste Gegner jener Mächte war und bis auf den heutigen Tag trotz allem Verkehr noch nicht aus seiner grundsätzlichen Opposition herausgetreten ist. Das ist das eigentliche Problem in der Frage nach dem untergegangenen Christentum in Nordafrika. Die Bedeutung aber des Unterganges des nordafrikanischen Christentums für die Geschichte läßt sich erkennen, wenn man bedenkt, daß der riesige Körper von Afrika seine nach Nordwesten ins Mittelmeer vorspringende Küste wie eine Hand Europa entgegenstreckt. Einst war diese Hand eine offene Hand, bereit zu geben und bereit zu empfangen;

mit der Zeit ist daraus eine geschlossene, fast drohend geballte Faust geworden, die bis auf diesen Tag alle Kunst und Gunst Europas nicht wieder zu öffnen vermocht hat. Ja der schwarze Erdteil ist kaum an einer andern Stelle so verschlossen, wie an seinem vorgeschobenen Nordrand. Dafür ist von Osten her das fremde, semitische, im Grunde Afrika durchaus unadäquate Geistesleben des Islam eingedrungen, hat mehr und mehr diesen Erdteil infiltriert wie ein fremdes Blut und aus den Afrikanern ein Mischwesen unangenehmer Art gemacht, ein asiatisches halbwildes Reis aufgepfropft auf einen afrikanischen Wildling. Nirgends haben sich bisher gute Früchte an diesem Baume gezeigt.

Man bringt sich das Land und damit seine Geschichte näher, wenn man es sich möglichst wenig „afrikanisch" vorstellt und vielmehr in Vergleich zieht mit Spanien, Süditalien oder Griechenland. Die Dattelpalme z. B. ist diesem Gebiete im ganzen fremd; man darf sie erst südlich vom Atlas und im südlichen Tunesien suchen. Unsere Gegend aber ist eine Heimat von Wein und Oel und allerlei Früchten. Es war einst, wenigstens streckenweise, eine Kornkammer für die westlichen Mittelmeerländer und ist bis heute noch in seinen höheren Lagen die Weide ungezählter Viehherden. Selbst große zusammenhängende Wälder von Eichen, Zedern und gemischtem Bestande fehlen heute nicht im Gebirge, wenn auch sonst der Wald, wohl durch Menschenhand verschuldet, auf lange Strecken hin bloß zu starrem dichtem Buschwald (Macchien) degeneriert ist. Aber allerdings ist eine intensive Ausnutzung des Bodens für Gartenkultur, wie sie einstmals betrieben worden ist und heute in Algerien und Tunis wieder angestrebt wird, an künstliche Bewässerung gebunden, denn die Sommer sind regenarm. Aber das trifft auch für das südliche Spanien zu. Selbst die öden Salzsteppen finden sich in einigen Provinzen der iberischen Halbinsel; sie bilden aber in Algerien ein ganzes System, indem das zwischen dem nördlichen (Tell-) und dem südlichen (Sahara-) Atlas, von Westen nach Osten hinstreifende Hochland ein fast ununterbrochenes, durchschnittlich über 100 Km. breites Band von steilen, höchstens mit Halfagras besetzten Steppen und von abflußlosen Salzseen (Schotts) darstellt.

Offen gegen außen ist dieses Nordafrika an wenigen Stellen. Meist ist es nämlich von einem recht wilden Randgebirge umgeben, das mit steiler Böschung zum Meere abfällt. Darin beruht seine Unnahbarkeit, die in Marokko heute noch empfunden wird. Die Flüsse dringen durch diesen Felsensaum in tiefen Rinnen und Schluchten heraus ins Mittelmeer. Aber an den Plätzen, wo die Küste sich verebnet, hinausschiebt oder wo sich außerhalb des Felsenrandes noch eine Strandebene findet, da befinden sich seit uralten Zeiten die Handelsplätze des Mittelmeeres. Dahin gehört vor allem die Gegend des heutigen Tunis,

des einstigen Karthago, dann von Algier (einst Icosium), von Bône (einst Hippo Regius), von Philippeville (einst Rusicada), von Bougie (einst Saldae), von Scherschel (einst Caesarea Mauretaniae), von Melilla (einst Rusaddir), von Tanger (einst Tingis). Die meisten der genannten Städte sind Gründungen oder Kolonien des alten phönizischen Handelsvolkes und verdanken ihre erste Kultur diesen ältesten Repräsentanten des levantinischen Handels. Auch einige am Atlantischen Ozean gelegene, natürliche Häfen Marokkos, wie Asaila oder Azila (vormals Zilis), el-Araisch (vormals Lixus), ja selbst das weit nach Westen gelegene Salé bei Rabat (vormals Selha) sind phönizische oder punische Handelsdepots gewesen, wenn sie auch nie die Bedeutung der Mittelmeerkolonien gehabt haben mögen. Die vormals sehr zahlreichen phönizischen Niederlassungen endlich im Golf von Gabes im Südosten von Tunis wie Hadrumetum (heute Susa), Leptis minor (heute Lamta), Tacapae (heute Gabes) u. a. haben im Verlauf der Jahrhunderte ihre merkantile Bedeutung nur verloren, weil die alten Häfen versandet sind. Aber fast alle diese uralten Siedlungen haben auch irgend eine Rolle gespielt in der Geschichte des afrikanischen Christentums.

4. Die Brücken.

Bereits ist darauf hingewiesen worden, daß die Küstenorte in Nordafrika nur ausnahmsweise das Innere des Landes eigentlich eröffnen; meist erhebt sich dahinter erst das Küstengebirge, welches wie eine Ringmauer das Innenland abschließt. So konnte es kommen, daß eine Art merkantiler Kultur jahrhundertelang an solchen Handelsplätzen vorhanden war durch Phönizier oder Griechen, ohne daß auch nur ein wesentlicher Einfluß davon ausging auf das gebirgige Hinterland. Das ist ja auch in christlichen Zeiten oft so gewesen. Um so größere Bedeutung erlangten dafür die eigentlichen Eingangspforten des Landes, in erster Linie Karthago, in zweiter Tanger. Beim erstgenannten Platz eröffnet sich ja das nördliche Afrika durch eine eigentliche Flußebene gegen das Meer hin, und zudem gewährt die Konfiguration des Stromes einen vortrefflichen Hafen. Damit sind so ausgesprochene natürliche Bedingungen vorhanden für ein Handelsemporium, daß, auch wenn Karthago nicht bloß dreimal sondern zehnmal zerstört worden wäre, sich auf dem gleichen Platz oder doch in der gleichen Gegend eine Neustadt erhoben hätte. Karthago selbst bedeutet übrigens „Neustadt", und der Name beweist, daß vor der sog. Gründung der Dido schon eine Stadt vorhanden war. Das heutige Tunis liegt nur darum etwas verschoben, weil der Küstenumriß im Laufe der Zeit sich verschoben hat. Aber es ist heute wieder die volkreichste Stadt aller Atlasländer, und sein

neuer Hafen Biserta wird auch militärisch die Stadt sichern wie einst das alte Karthago.

Besonders bedeutungsvoll für jenen Platz ist aber die Annäherung der beiden Weltteile an dieser Stelle. Italien und Sizilien bilden dort sozusagen eine Brücke. Die mußte in einer Zeit, da man die Schiffahrt auf weite Distanzen noch nicht so beherrschte wie heutzutage, ganz besonders wichtig werden für den Völkerverkehr. Der Kampf zwischen dem alten Rom und dem alten Karthago war eigentlich ein Kampf um diese Brücke. Das punische Reich war zunächst im Vorteil; es hatte schon mit Kolonien Fuß gefaßt auf Sizilien und verstanden, die Uneinigkeit der zahlreichen griechischen Ansiedelungen zur eigenen Vorherrschaft zu benützen, da trat ihm Rom entgegen und nahm in den berühmten punischen Kriegen Partei für das griechische Element und gewann schließlich nach verzweifeltem Ringen beide Brückenköpfe Sizilien und Karthago. Zunächst zerstörte es die mächtige Nebenbuhlerin im Süden, aber sobald sich in Nordafrika eine römische Provinz gebildet und der Handel wieder den früheren Weg gefunden hatte, erstand auf den Trümmern des alten das neue Karthago, ein afrikanisches Rom. Und so eng erschien dieses Afrika mit Italien verbunden, daß es als Provincia proconsularis mit Sizilien einen Teil der „Präfektur Italien" bildete. Umgekehrt war es zur Zeit der Vandalen. Kaum hatten diese in Afrika ihr Reich organisiert, so besetzten sie Sizilien und Sardinien und suchten auch in Süditalien sich Besitz zu sichern. Das oströmische Reich verfolgte nach ihnen die gleiche Politik; es wollte die Brücke besetzen. Später stritten die Araber, im elften Jahrhundert die Normannen um die Brücke, bis dann in Folge der unheilvollen Entwicklung der nordafrikanischen Politik an Stelle des Handels das Seeräubergeschäft trat. Da, als die Atlasländer zu Raubstaaten herabgesunken waren, hatte die Brücke ihre Bedeutung für den Völkerverkehr verloren. Heutzutage hat sie in Folge der besseren Schiffahrtstechnik überhaupt nicht mehr die einstige Wichtigkeit. Immerhin wird Frankreich, das in das afrikanische Erbteil des alten Roms eingetreten ist, immer Korsika und Sardinien als in seiner Interessensphäre gelegen betrachten müssen. Bekanntlich zählt Algerien nicht zu den eigentlichen Kolonien, sondern ist als ein überseeischer Teil Frankreichs so eng an das Mutterland angeschlossen wie einst die römische Provinz um Karthago an Italien. So sehr ist dort die geschichtliche Entwicklung durch die festen Linien der Natur in gleiche Bahnen gelenkt.

Die andere Brücke zwischen den beiden Weltteilen befindet sich an der westlichen Meerenge bei den „Säulen des Herkules". Mit diesem Namen bezeichnete das Altertum die zwei, an der Landenge von

Gibraltar einander gegenüberstehenden auffallenden Felsberge Calpe, heute Gibraltar, und Abila, heute Dschebel Mussa bei Ceuta. Beide Punkte bilden sozusagen die Brückenköpfe einer Schiffbrücke. Die alten Phönizier, die ersten Beherrscher des Weltmeerverkehrs, die wir geschichtlich kennen, besetzten beide Seiten der Meerenge, südlich Tanger, damals Tingis, und nördlich Gibraltar und Karteja bei Algeciras; denn erst der Besitz beider Brückenköpfe sichert bekanntlich die unbeschränkte Herrschaft über den Verkehr. Ebenso verfuhren später die Römer. Sie befestigten, um noch sicherer zu sein, den südlichen Brückenkopf durch eine zweite Bastion, indem sie auf dem Boden des heutigen Ceuta die Kolonie Septem anlegten (eigentlich ad septem fratres, d. h. zu den sieben Brüdern, womit Hügel gemeint sind). In der römischen Kaiserzeit wurde darum auch jenes nördlichste Marokko nicht zu Afrika gerechnet, sondern bildete unter dem Namen Tingitana einen Teil der Provinz oder Diözese Spanien. Auch die Byzantiner, die Rechtsnachfolger der Römer, bildeten gegen Ende des 6. Jahrhunderts aus den genannten Kolonien Septem, dem Stück von Nordmarokko, das ihnen noch geblieben war, den Balearen und den gegenüberliegenden Städten wie Malaga, Algeciras u. a., eine besondere Provinz, Mauretania secunda genannt, und hielten dadurch ihre Vorherrschaft auf dem Mittelmeer noch eine Zeit lang aufrecht. Umgekehrt war zur Zeit der Araberherrschaft in Spanien jenes Marokko ein Teil des großen occidentalischen Khalifates von Cordoba in Spanien. Damals war Sebtah, das alte Septon und heutige Ceuta, der Hauptlagerplatz für den Handel zwischen Afrika und Europa. Erst seit der Verdrängung der Araber aus Granada stockte der Verkehr auf dieser Brücke. Zwar griffen, interessant genug, die Sieger sofort aufs andere Ufer hinüber. Im 15. Jahrhundert besaßen die Portugiesen und nach ihnen die Spanier Ceuta und Tanger. Letztere besetzten außerdem noch eine ganze Reihe von Küstenorten der marokkanischen Küste bis nach Oran hin, aber die alten Völkerverbindungen waren nicht mehr herzustellen. Die natürliche Brücke war da, und Spanien hat bis auf diesen Tag sein Ceuta und sein Melilla auf afrikanischem Boden; aber die geistige Brücke zwischen den Völkern diesseits und jenseits der Säulen des Herkules ist abgebrochen, und diese geistige Brücke ist noch wichtiger als die natürliche.

5. Afrika zur Römerzeit.

Anbau. Bevölkerung. Romanisierung. Kultivierung. Kolonisierung. Geistesbildung.

Versetzt man sich um die Zeit des bekannten Kirchenvaters Augustinus (gest. 430 n. Chr.) auf den Boden Nordafrikas, so findet man ein reiches, zivilisiertes, christianisiertes Land.

Die römische Provinz „Africa Proconsularis" (etwa dem heutigen Tunesien entsprechend) galt als eine wahre Kornkammer; Italien bezog von dort einen großen Teil seines Bedarfes. Andere, heute gänzlich verödete Landstriche daselbst bildeten wahre Gärten von Obstbäumen und Weinreben. Der nördliche Teil, die äußere Umgebung der Hauptstadt Karthago, damals Zeugitana genannt, war übersäet von städtischen und dörflichen Ansiedelungen mit einer starken, freien Bevölkerung eines guten Mittelstandes und kleinerer Grundbesitzer, meist aus Italien herübergezogene einstige Ansiedler. Der südlichere Teil, später Byzacena geheißen, der weniger ergiebige Hochflächen und regenärmere Verhältnisse besitzt, war mehr in Form von Gehöften, Farmen und Weiden besetzt. Da künstliche Bewässerung und Berieselung nötig war, so lohnte sich der Landbau nur an bestimmten Plätzen oder etwa in großer Domänenbewirtschaftung durch hörige Landarbeiter oder Sklaven. Dort war die Olivenzucht der wertvollste Teil der Bodenbebauung. Ein griechischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts erzählt, daß in den reichen Obstgärten der Zeugitana die Soldaten sich sättigen konnten an den Früchten, ohne daß die Ernte dadurch merklich verringert wurde.[1])

Für die einstige Prosperität des römischen Nordtunesiens zeugt beispielsweise die auf Grund der antiquarischen Funde angestellte Berechnung, daß allein im Umkreis des heutigen etwa 700 Seelen zählenden Städtchens Mateur einst 300 Römerortschaften nachgewiesen werden können. Auch das dem heutigen Algerien entsprechende alte Numidien, besonders die Gegend um Constantine, war wohlangebaut und gut besiedelt. Ein reiches Netz wohlchaussierter römischer Landstraßen durchzog die Gegend. Selbst das gewaltige Gebirgsmassiv des Aures, des südlichen saharischen Atlas, war von bedeutenden Ortschaften umgeben. Korn und Fruchtbäume daselbst werden gerühmt.[2]) Auch die Hochebenen der Chotts und die Abhänge südlich des Aures waren nach dem Zeugnis des christlichen Schriftstellers Corippus gut

---

[1]) Procopius, de bello Vandalico, ed. Dindorf, 382 f. u. 465 f. Zur Zeit des ersten Arabereinfalles im 7. Jahrhundert, als Abdallah ibn-Saad die Provinz verheerte und riesige Geldkontributionen von den Eingeborenen erhob, sodaß man vor ihm Haufen von Goldstücken aufschüttete, fragte der arabische General verwundert, woher denn das viele Gold eigentlich komme. Da, so wird erzählt, ging einer der Besteuerten ein wenig auf und ab, als ob er etwas suche, hob dann eine Olive vom Boden und bot sie ihm dar mit den Worten: „Daher kommt unser Gold. Weil die Griechen bei sich zu Lande keine Oliven haben, so holen sie ihren Bedarf an Oel gegen diese Goldstücke bei uns." (Vgl. Journal Asiatique. IV. Serie, B. 4. 1844, S. 363 ff.) Im südlich gelegenen Zargis, dem antiken Gergis, geht heute noch die Sage von einem Riesenaquädukt, in dem das Oel aus dem Landinnern nach dem Hafen geleitet worden sei, um dort zum Versand nach Rom verladen zu werden.

[2]) Procopius, de bello Vandalico. S. 465 f.

angebaut.[1]) Diese agrarische Ausdehnung wäre in der Gegenwart nicht möglich. Offenbar war die Bewaldung und infolge davon die Feuchtigkeit einst eine bessere als heutzutage. Die mächtige Halbinsel des Kap Bon östlich der Stadt Tunis war einst mit Wäldern bedeckt; die Küstenberge der Prokonsularprovinz, ja selbst die Hochebene an den Syrten in Tripolis bewaldet. Die dichtere Vegetation bewirkte reichlichere Niederschläge, geringere Verdunstung und stärkeren Taufall.[2]) Waren auch schon in der römischen Zeit zur intensiven Ausnützung des Bodens künstliche Bewässerungsanlagen nötig, so waren doch die hydrometeorischen Verhältnisse bedeutend günstiger als heutzutage. In Tunesien ist heute kein Fluß mehr schiffbar; die meisten Wasserläufe versiegen im regenarmen Sommer fast völlig, nur vereinzelte Wasserlachen verraten ihren Lauf. Dagegen hatten diese Gewässer im Altertum ihre regelmäßige Strömung und führten den größten Teil des Jahres hindurch Wasser mit sich. Die Verödung ausgedehnter Distrikte hängt mit dem Eindringen des islamitischen Nomaden zusammen, der niemals Schonung der Natur gekannt hat und den Wald nur als Ausbeutungsobjekt oder Hindernis behandelt hat. Neuere Versuche der Aufforstung scheitern fast regelmäßig heute noch an den rücksichtslosen Gewohnheiten der nomadisierenden Berber oder Araber.[3])

Drei Volksschichten lagen schon im einstigen christlichen Afrika teils neben, teils übereinander, nur teilweise sich bindend zu einer Art Konglomerat, weniger zu einer einheitlichen Metamorphose, die berberische, die punische und die lateinische. Spätere Zuflüsse, wie die vandalische Einwanderung und die in der byzantinischen Periode zugeflossenen Elemente, sind nicht von wesentlichem, dauerndem Einfluß geworden. Die einst und heute noch vorhandenen Juden bildeten eher eingesprengte Fremdkörper oder liegen gebliebene erratische Ueberbleibsel als eigentliche Teile der Gesamtmasse. Ueber die letztere drang dann wie eine Reihe wandernder Sanddünen das arabische Volkselement, alles unter sich begrabend, teils erstickend, teils auch konservierend, aber kaum je ernstlich Leben bringend. Erst die an der Küste beginnende europäische Besiedelung des Mittelalters und der Neuzeit hat über den sterilen Boden eine dünne Humusdecke gebracht, auf der sich neues und höheres Völker- und Kulturleben erheben kann.

Religion hängt nicht ab von Rasse, aber sie bindet sich an Volks-

[1]) Johannis 2, 156 in Monum. Germaniae hist., Auct. antiq. III, 2.

[2]) Es mag ja etwas übertrieben sein, was die arabische Tradition nach El-Badji meldet: Im Jahre 27 (des Propheten = 647/8 n. Chr.) war Afrika einer der blühendsten Distrikte, voll von großen Städten und reichen Gegenden. Von Tanger bis Tripolis sah man nichts als Bäume, Bäche, Flüsse, Wiesen und Ernte-felder" (Journal Asiatique, IX. Serie, B. 13, S. 134). Aber die Notiz ist immerhin kennzeichnend für den reichen Zustand des Landes vor dem Arabereinfall.

[3]) Vgl. Fitzner, Die Regentschaft Tunis. 1895. S. 326.

tum und wird leicht dadurch gebunden. Auch das einstige christliche Afrika ist ein Beispiel hiefür. Die autochthone Bevölkerung Nordafrikas sind die Berber; sie bilden bis auf diesen Tag die feste, widerstandsfähige eigentliche Unterschicht. Ueber sie wird noch eingehend zu reden sein; es ist harter Boden. Ueber sie bildete sich am Rand des Meeres wie eine Art Alluvialzone eine fremde semitische Volks- und Kulturschicht phönizischer Herkunft, das punische Staatswesen. Seit der Gründung von Karthago durch die phönizischen Tyrier vereinigten sich die verschiedenen Handelskolonien dieser Nation zu einem starken geordneten Staate, der mit der Zeit das heutige Tunis, einen Teil von Algerien und zahlreiche Küstenorte bis nach Marokko hinaus umfaßte und seinen Stützpunkt hatte in dem glänzenden Handelsemporium von Karthago, dem London der alten Welt. Dadurch waren für Jahrhunderte dem Lande Friede und Sicherheit garantiert und eine kulturelle Entwicklung hauptsächlich merkantiler Art ermöglicht. Auf solchem Boden verband sich das berberische Volkselement mit dem semitischer Kolonisten und bildete eine Volksschicht, die aufgeschlossen war für Fremdes, besonders empfänglich für jegliche Verfeinerung des Lebens. Darum wurde diese Küstenlandschaft am schnellsten latinisiert, als einmal das Land dem römischen Reich gewonnen war, und eben darum fand später da das Christentum, das durch die Römer getragen wurde, am schnellsten Eingang. Das Hinterland dagegen und die westlichen Staaten von Numidien und Mauretanien, welche lange unter einheimischen Fürsten gestanden hatten, blieb wie der römischen Sprache und Zivilisation so auch dem Einfluß der christlichen Kirche unzugänglicher. So ist also hier wie anderswo der neue Erlösungsglaube zuerst getragen worden durch eine Art Neuvolk und verschmolzen worden mit dem Begriff der Bildung. Darin lag von vornherein die Gefahr, daß er bloß ein Kulturgewächs wurde, ein Importartikel, eine mehr oder weniger gut akklimatisierte Nutz- und Zierpflanze, die keine starke Widerstandskraft besaß. Tatsächlich erging es ihm wie gewissen Repräsentanten der Mittelmeerflora; je mehr es von der Küste ins Innere eindrang, desto schwieriger konnte es sich akklimatisieren, desto weniger sich halten. Merkwürdig auch, wie eben jenes semitisch-hamitische Volkselement, das später romanisiert und christianisiert wurde, durch die Strömungen der Zeit weggeschwemmt wurde oder versandete, wie es wirklich geschehen ist mit einstmals fruchtbaren Strichen von Alluvialland in Nordafrika. Der Rest nämlich des erwähnten Mischvolkes wird in arabisierter Form heute durch die Volksschicht der Mauren in Algerien und Tunesien repräsentiert.

Durch die Macht seiner Legionen und die kluge Politik seiner Führer unterwarf sich Rom das punische Afrika, 146 v. Chr. den öst-

lichen, im Verlaufe des ersten vorchristlichen Jahrhunderts auch den mittleren und westlichen Teil. Nach einer Okkupation und Verwaltung von 400 Jahren war daraus ein römisches Afrika geworden, so sehr, daß man die Umgebung von Karthago, die „Provinz Africa" und das nähere Numidien zu den bestzivilisierten Teilen des ungeheuren Reiches rechnete. Das ferne Mauretanien freilich war nur teilweise von römischer Kultur berührt, am wenigsten die atlantische Westküste. Aber auch in den gebirgigen Tälern des Innern blieben ganze Distrikte völlig in ihren primitiven Zuständen. Die Romanisierung geschah durch Verwaltung und Heer, aber besonders auch durch Einwanderung. Zunächst galt es ja das neugewonnene Land zu sichern, und da an den Grenzen und in den Bergen immer die freiheitsliebenden Berber wohnten, so galt es durch ein System von Straßen und von festen Plätzen die öffentliche Sicherheit zu erhalten. Burgen und Kastelle, wo die Truppe dauernde Garnison und der Soldat seine Familie um sich hatte, wuchsen sich aus zu Landstädten. Tempel, Theater, Bäder durften an solchen Orten nicht fehlen und werden heute noch vielfach durch herrliche Ruinen bezeugt[1]). Die Zivilverwaltung, repräsentiert durch ein starkes Heer von Beamten, sorgte für Erhebung der Steuern, aber auch für Schutz von Recht und Eigentum; am wichtigsten war die Förderung der Bodenkultur durch Anlegung von Wasserleitungen. Noch heute zeugen mächtige Bogen römischer Aquädukte von dieser bedeutsamen Kulturarbeit und zwar nicht bloß in der Provinz im engeren Sinne, sondern auch weiter draußen (z. B. bei Konstantine in Algerien,

[1]) Die baulichen Ueberreste derselben in Nordafrika gehören zu den besterhaltenen im ehemaligen Römerreich. In Thysdrus, südöstlich von Carthago, steht ein römisches Amphitheater, das etwas kleiner, aber viel besser erhalten ist, als das vielbewunderte Kolosseum in Rom; es bildete das letzte Refugium der Berber, als die Königin des Aures ihren Verzweiflungskampf gegen die arabischen Truppen des Hassan ibn Noman kämpfte. (Vgl. El-Bekri im Journal Asiatique, 1858, S. 463, 487 f.) In Dugga, heute einem unbedeutenden Araberneſt im Innern von Tunesien, liegt ein entzückend schön konserviertes Theater und ein Jupitertempel in seiner ursprünglichen Anmut. (Vgl. Boissier, L'Afrique Romaine S. 222 ff.) In Tebessa, dem alten Theveste an der Ostgrenze von Algerien, aber heute schon fast außerhalb der Kulturzone, halten die Araber ihren Markt im Schatten eines mächtigen Minervatempels; daneben erhebt sich ein Triumphbogen des Kaisers Caracalla und ein Zirkus, der gegen 15 000 Menschen zu fassen vermag. Am Nordrand des Aures-Gebirges, der südlich bereits gegen die Sahara abfällt, in Thimgad oder Thamugadi, ist ein wahres afrikanisches Pompeji mit Forum, Theater, Thermen, Kapitol, Triumphbogen, Säulenhallen und Denkmälern erhalten, mit Bauten aller Art bis zur Würfeltafel, welche in das Marmorpflaster einer Treppe eingemeißelt, in lateinischer Schrift den Spruch aufweist: Venari, lavari, ludere, ridere, hoc est vivere, d. h. Jagen, Baden, Spielen, Scherzen, das heißt Leben; bezeichnend für die Lebensauffassung der Afrikaner, aber auch bemerkenswert, daß das Trinken (bibere) fehlt, das bei den späteren Eroberern, den Vandalen, offenbar eine große Rolle spielte. Wie weit die Bequemlichkeit in gutem Sinne vielfach in den Landstädten ging, erhellt durch die Tatsache einer eigenen Wasserversorgung der Stadt Thysdrus mit Zuleitung und Abgabe des Wassers in die Privathäuser.

sogar im äußersten Westen bei Ulili, zwischen Tanger und Sale, dem alten Volubilis, selbst im Gebiet von Fezzân, im alten Garamantenland, nördlich vom jetzigen Mursuk).

Sehr beträchtlich war die Einwanderung. Außer Soldaten und Kaufleuten, römischen Juristen und Beamten, gab es eine große Zahl von italischen Bauern und Pächtern, hauptsächlich aus Campanien. Das vom Staate beschlagnahmte Land nämlich wurde als kaiserliche Domäne unter Prokuratoren verwaltet mit Hilfe von Pächtern oder arbeitspflichtigen Kolonen, vielfach auch an Liebhaber und Terrainspekulanten verkauft. Nach der Angabe des Plinius waren sechs Großgrundbesitzer die Herren von halb Afrika. Neben solchen Latifundien hatten sich viele Dörfer gebildet um einen Herrschaftshof, auf dem sich der Besitzer mit allen Annehmlichkeiten eines verfeinerten Landlebens eingerichtet hatte. Mancher reichgewordene Munizipale zog sich in die schöne Provinz auf eine Villa zurück, und manch ausgedienter Veteran erhielt als Pension einen Eigensitz[1]).

Am besten veranschaulicht man sich das römische Afrika von einst an dem französischen Algerien und Tunesien von heute. Wie heute militärische Eisenbahnen das Land aufschließen, so damals die Militärstraßen. Wie heute Garnisonen in befestigten Plätzen die Südgrenze schützen, so in jener Zeit. Wie jetzt Tunis und Algier Winterstationen für die vornehme Welt sind, so stand es damals. Wie in der Neuzeit algerischer Wein, Gemüse und Südfrüchte den Markt von Paris versehen, so damals den Markt von Rom. Wie jetzt französische, so hatten damals römische Militärs ihre Villen und Ruhsitze in Gartenvorstädten, und damals wie heute waren die Hauptorte, besonders aber die Kapitale Sitz von Bildung, Reichtum, Luxus und Genußleben, aber auch von allen Leidenschaften und Lastern.[2]) Aber auch damals konnte man wie heute in nächster Nähe der Landstädte die Zelte wandernder Beduinen sehen, und jedes Jahr bot ein paar kriegerische Erhebungen eingeborener Gebirgsstämme, die mit geringem Blutvergießen aber großem Aufwand regulärer Truppen unterdrückt wurden und Anlaß boten, ein neues befestigtes Lager vorwärts hinauszuschieben gegen das Wüstengebiet.

---

[1]) Zwei in neuerer Zeit aufgedeckte Mosaikdarstellungen sind hier typisch: die eine aus Thabraka in Tunesien zeigt die Besitzung (Saltus) eines solchen Großgrundherrn, das Schloß, die Villa mit Türmen und Pavillon und landwirtschaftlichen Dependenzen. Die andere aus Udna stellt ein Bauernhaus dar; dabei bläst ein Hirte die Schalmei, und ein Bauer lenkt seinen Pflug. (Vgl. A. Schulten im Archäologischen Anzeiger 1898 S. 103 f.)

[2]) Hinsichtlich von Carthago vergl. Salvianus, de gubernatione Dei VII, 16 ff. Wie groß die Spielwut war, die Passion für Zirkus, Theater und Gladiatorenkämpfe, verraten die Bekenntnisse des Augustin (Confessiones ed. Raumer VI, 11 ff. u. III, 2).

Nach einer Seite freilich war das Altertum der Gegenwart einen bedeutsamen Schritt voraus: Zu Anfang des 5. Jahrhunderts war die Bildung eines nordafrikanischen Volkstums mit eigenartigem Gepräge im Werden. Das wurde durch die Ausbreitung der lateinischen Sprache und der römischen Zivilisation bewirkt. Das frühere Punische wurde zunächst in den Städten durch das Lateinische verdrängt. In den zahlreichen Schulen, deren es sogar in kleinen Flecken gab[1]), wurde lateinisch unterrichtet. Griechisch blieb Gelehrten- und „klassische" Sprache; die neue „afrikanische" Sprache, ein rauheres Lateinisch, aber wurde Verkehrssprache, auch für die eingeborenen Berber. Doch blieb als Volkssprache dort das alte Berberidiom erhalten[2]), und auch die römische Bildung vermochte nicht das eingeborene Volkselement eigentlich an die herrschende Nation zu binden. Es blieb die innere Kluft zwischen Fremden und Einheimischen auch im römischen Afrika.

6. Das christliche Afrika.

Christianisierung. Latinisierung. Staatskirchentum. Mönchswesen. Aeußere Entfaltung. Intensität. Donatistische Kirche.

Um das Jahr 500 n. Chr. war das römische Afrika einer der wichtigsten Stützpunkte des Christenglaubens. Wie das Evangelium Eingang gefunden hat, zunächst in Karthago und anderen Handelsplätzen, später in den Landstädten und schließlich auch auf Dörfern und Weilern, kann hier nicht erzählt werden.[3]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß zuerst die zahlreichen Judenkolonien Eingangstore und Ausgangspunkte für die Evangelisation bildeten; punische Volkselemente müssen sich bald angeschlossen haben. Mit der Zeit wurde aber der Christenglaube „römischer Glaube"[4]). Die älteren Ueberlieferungen kennen keine Namen von Missionaren, Aposteln oder Apostelschülern. Eine frühe Beziehung zwischen Rom und Karthago liegt allerdings nahe, läßt sich aber nicht

[1]) Z. B. in Thagaste und Madaura, wo Augustinus geschult wurde; auch der römische Redner Apulejus kam aus Madaura.

[2]) Sogar gebraucht auf Inschriften und Denkmälern, s. Boissier, a. a. O. S. 342 f., 353 f.

[3]) Vgl. Mesnage, Le Christianisme, I. Origines. Ferner A. Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 2. Aufl. 1915. Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche. 1890.

[4]) Die Christen werden in Marokko heute noch Nassara genannt, also Nazaräer, s. S. Genthe, Marokko 1916, und G. Rohlfs, Mein Aufenthalt in Marokko 1873. Der Fluß in Tlemsem hieß nach alter lateinischer Version: rivus Annasrani, s. Edrisi, Description de l'Afrique ed. Dozy et de Goeje, 1866 S. 80. — Der Historiograph El Bekri († 1094) nennt die Christen Afarec (Africani), denkt also an die christianisierte Bevölkerung Nordafrikas. Andere arabische Schriftsteller gebrauchen das Wort Rûmi (Romani), betonen also mehr den Zusammenhang mit römischem Reich und abendländischer Christenheit und Kirche.

sicher feststellen. Zuverlässige Märtyrerberichte aus dem zweiten Jahrhundert bezeugen, daß in Scilli und Madaura, zwei kleineren Orten in Numidien, eine Anzahl Männer und Frauen „den Kampf des Bekenntnisses" siegreich bestanden und mit dem Schwerte hingerichtet wurden. Läßt die Hinrichtungsart auf römische Bürger schließen, so die Form einzelner Namen auf punische Abstammung[1]). Die Zahl der Bekenner muß rasch gewachsen sein. Bereits ums Jahr 220 werden auf einer Synode zu Karthago über 70 Bistümer vorausgesetzt. Für das Jahr 310 lassen sich etwa 250 und für die Zeit von 410 ungefähr 600 im römischen Afrika berechnen. Die Gemeinden erhielten ihre Glieder aus punischen und römischen Kreisen; wie weit auch aus berberischen, ist gänzlich unersichtlich. Gepredigt wurde in den ersten Jahrhunderten lateinisch und punisch, sehr wahrscheinlich auch griechisch, in welcher Sprache ja auch der Kirchenlehrer Tertullian anfänglich seine Schriften veröffentlichte. Zu Augustins Zeiten wurde auf dem Lande auf punisch die Bibel im Gottesdienst dem Volke verständlich gemacht, doch entstand, so viel wir wissen, keine punische Bibelübersetzung. Die sehr früh, wohl schon im 2. Jahrhundert hergestellte lateinische Bibelübersetzung wurde für die ganze afrikanische Kirche maßgebend. Hiebei mochte die Voraussetzung entscheidend sein, daß die meisten Leute die lateinische Verkehrssprache verstünden. Von einer Mission unter den Berbern hört man nichts; man hat den Eindruck, daß sie den Gebildeten als eine inferiore Rasse erschienen und man ihnen gegenüber einen Abstand beobachtete.[2]) Allerdings bildete auch die räumliche Abgeschlossenheit eine Schranke; vielfach bewohnten sie die Steppen oder Gebirgsgegenden. Auch lebten sie für sich in eigenen Verbänden und Stammesgenossenschaften unter Oberaufsicht besonderer Statthalter. Vor allem aber hatte für sie das Christentum eine stark römisch-nationale Färbung und darum wenig Anziehendes. Zu diesem Glauben hielt das Militär und die Beamtenschaft, die durchschnittlich wenig Sympathie für die Eingeborenen zeigten. Auch der Bildungsbegriff war ein durchaus einseitiger und schloß die „Barbaren" als Menschen geringeren Wertes aus.[3]) Ueberdies war die nordafrikanische Christenheit in her-

[1]) Namphamo, Miggin, Giddenis; andere Namen sind lateinisch.

[2]) Vgl. Mesnage, S. 262ff., S. 316ff. Der Satz Tertullian's „apud barbaros etiam Christus" läßt sich schwerlich für eine Christianisierung größerer berberischer Kreise verwerten.

[3]) Wie sehr auch in christlicher Zeit die Bildung einen „klassischen" Anstrich tragen mußte, erhellt z. B. aus den Schriften des Grammatikers Fulgentius (um 550), welche allegorische Deutungen über antike Mythologie enthalten. Der christliche Dichter Dracontius (um 490) der drei Bücher über die von Gott in der Schöpfung und Erhaltung der Welt geoffenbarte Gnade herausgab, verfertigte daneben Elegien und Lieder über Themata aus den heidnischen Heldensagen, vom Raub der Helena u. dgl. Vgl. Poetae Latini minores ed. Bährens V, 126ff., 154ff.

vorragendem Maße als Staatskirche organisiert. Strenge Verfassung, strenge Sitte, strenge Reinheit der Lehre wurde ihr Kennzeichen und führte vielfach zu Druck und Zwang. Was auf der einen Seite ein Halt war, das wurde andern zum Aergernis und Anstoß. Die bischöfliche Machtbefugnis wurde dadurch besonders gehoben, daß das Bußwesen und die kirchlichen Strafen völlig in die Hände des Amtsträgers gelegt wurden.

Der Bischof Cyprian von Karthago, der in der Christenverfolgung unter Kaiser Valerian im Jahre 258 den Märtyrertod erlitt, hat besonders dazu beigetragen, das Ansehen und die Bedeutung der Kirche als Heilsanstalt, außerhalb deren es kein Heil gibt, zu mehren. Er war auch der beredte Verteidiger der Einheit und Reinheit der Kirche, der den katholischen Amtsbegriff formuliert hat, danach die Bischöfe die Hüter der kirchlichen Einheit sind, und das Fundament, über dem sich der Bau der Kirche erhebt. Unschwer erkennt man, daß auf diesem Wege das persönliche Glaubensleben des Einzelnen zu kurz kommen mußte und freiere selbständige Regungen der Frömmigkeit unterdrückt wurden um des Gehorsams willen gegenüber der kirchlichen Autorität. Dies alles waren Hemmungen für einen freiwilligen Anschluß der unabhängigeren eingeborenen Bevölkerung an die katholische römische Kirche. Auch der zweite, noch größere Kirchenlehrer Afrikas, Augustinus, gestorben 430 als Bischof von Hippo Regia in Numidien, beim heutigen Bone in Algerien, hat daran wenig geändert. Was wir Evangelischen am meisten an ihm schätzen und wodurch er von unermeßlicher Bedeutung für die mittelalterliche und reformatorische Frömmigkeit der Christenheit geworden ist, die Erkenntnis der Heilsbedürftigkeit der Menschenseele und der ihr zu Hilfe kommenden göttlichen Gnade, also die individuelle religiöse Erfahrung und Erfassung des Heils, war für seine Zeit ein im Acker vergrabener Schatz. Andrerseits leistete er durch seine Lehre, daß die äußerlich sichtbare, hierarchisch geordnete Kirche der Gottesstaat, das Reich Gottes auf Erden sei, der Machtstellung der Kirche über das Einzelgewissen den stärksten Vorschub. Er lebte in einer Zeit, da das alte römische Reich in seinen Grundfesten erschüttert wurde. Vielfach wurde dafür das Christentum verantwortlich gemacht. Augustin trat in seinem großen Werke vom Gottesstaat den Beweis an, daß der Weltstaat und auch das römische Reich aus dem Bösen stamme und darum untergehen müsse, während das Gottesreich, die katholische Kirche, das Ziel aller Geschichte und Entwicklung sei. Daraus ergab sich aber für die Zeit, da Staat und Kirche noch nebeneinander im Streit lagen, das höhere Recht der Kirche und der Anspruch auf Weltherrschaft. Auch diese Auffassung half mit zum Imperialismus der Kirche.

Neben dieser Strömung ging auch in Afrika mehr und mehr eine völlig andere der Askese und der Weltflucht. Sie scheint dort erst spät eingesetzt zu haben, wenigstens berichtet Salvian, der Jeremias seiner Zeit (gest. nach 480), als einen besonderen Skandal, daß der Pöbel in Karthago Mönche und Eremiten, die aus den Klöstern und Einsiedeleien der Wüste gelegentlich nach der Hauptstadt gekommen waren, wegen ihres außergewöhnlichen Aufzuges öffentlich auslachte und beschimpfte[1]). Aber schon Augustin sammelte um sich eine mönchische Genossenschaft, und der Bischof Fulgentius von Ruspe (in Byzacena = Tunesien), welcher der Augustinus des sechsten Jahrhunderts genannt wird, kannte kein höheres Ideal der Frömmigkeit als den Eigenwillen abzutöten durch Fasten, Beten, Nachtwachen und Enthaltsamkeit. In solchem Eifer errichtete er nacheinander vier Klöster in Ruspe und der umgebenden Landschaft.

Je düsterer die Weltlage wurde infolge des Vandaleneinfalles und innerer Streitigkeiten, und je mehr Genußsucht, Beamtenwillkür und Steuerdruck um sich griffen, desto stärker machte sich der Zug zur Weltflucht bei den ernsteren Naturen bemerkbar. In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts lassen sich allein in Byzacena (Süd-Tunesien) über 10 Klöster feststellen. Der Name des heutigen Monastir (bei Sousse), des einstigen Ruspina, erinnert ebenfalls an eine solche Stiftung. Andere erhoben sich in Ost-Numidien, darunter auch solche für Nonnen.[2]) Die Tendenz bei solchen Gründungen war möglichste Unabhängigkeit von der Welt und auch von der Großkirche, das Prinzip Selbsterhaltung und Selbstverwaltung. Aber aus nichts ist ersichtlich, daß von den Klosterbrüdern auch Mission unter den Heiden getrieben worden wäre. Die Lebensbeschreibung des Fulgentius sagt von diesem Vorbild des asketischen Lebens wohl, daß er die Gläubigen mahnte, die Ketzer wieder der Kirche gewann, die Unsittlichen zum geordneten Lebensgang, die Trinker zur Nüchternheit und die Ehebrecher zur Sittenreinheit brachte, die Geizigen veranlaßte, den Armen ihr Gut zu verteilen, daß er den Hochmütigen die Demut und den Streitsüchtigen die Friedensliebe beibrachte, aber es fehlt jeder Hinweis auf die Bekehrung der Ungläubigen, die doch in nächster Nähe vieler Klöster zu finden waren.[3]) Selbstverständlich muß der Vorbehalt gemacht werden, daß im Einzelnen und indirekt ein christlicher Einfluß auch auf die berberische Bevölkerung vorausgesetzt werden darf. Indessen befanden sich gerade in Afrika viele dieser Stiftungen in den Städten selbst, und mit vollem Recht hat man neuerdings darauf hingewiesen, daß ein tiefgreifender Unterschied

[1]) De gubernatione Dei VIII, 4f. (§ 21 ff.).
[2]) Mesnage weist etwa 50 Klöster auf, vgl. I, 292 ff.
[3]) Vita S. Fulgentii Episc. Ruspensis. ed. Migne, Patrologiae B. XLV C. 26. —

besteht zwischen jenen Klöstern in Afrika, die nur der persönlichen Heiligung ihrer Insassen dienten, und denen des Martinus von Tours, die sich zugleich die Bekehrung der heidnischen Umwohner und die Ausbreitung des Christenglaubens zur Aufgabe machten.[1])

Ueber die äußere Entfaltung der afrikanischen Kirche im 4., 5. und 6. Jahrhundert bieten uns neuerdings die monumentalen Funde den wertvollsten Aufschluß. Sie bestehen in Resten von christlichen Gebäuden, Begräbnisanlagen und dergleichen. Sie bezeugen doch nicht bloß, daß an sehr vielen Orten, auch an solchen, über welche die literarischen Quellen nichts aussagen, Christen lebten und Gottesdienste gefeiert wurden, sondern vor allem das, daß hinter den Kirchenlehrern, welche uns durch ihre Schriften ja nur einseitige Zeugen jener Zeit sein können, ein Volk stand, das grundsätzlich die Barmherzigkeit und Liebe üben wollte, ob es gleich in der Praxis noch so unvollkommen geschah, das innerhalb seiner Kirche und ihrer Ordnungen Erhebung und Frieden des Herzens suchte und fand, und das sich aus der Unzulänglichkeit und aus der Jämmerlichkeit der bloßen Weltlichkeit jeweilen hinaussehnte nach einem höheren Ewigkeitsleben. Bedenkt man, wie viel das schon bedeuten würde auf einem Missionsgebiete der Gegenwart, etwa in Indien oder Japan, so wird man bei aller Reserve gegenüber katholischer Veräußerlichung doch am ehesten der Bedeutung solchen Christentums gerecht werden.

Die Ueberreste kirchlicher Bauwerke finden sich reichlicher und besser erhalten auf dem Lande draußen als in der Nähe von Verkehrszentren, wo sie im Verlauf der Zeit als Baumaterial verwendet wurden. In Karthago selbst kommt unter den zwölf geschichtlich bezeugten Stadtkirchen als bedeutendstes Denkmal das von den Eingeborenen als Damus-el-Karita (domus caritatis) bezeichnete Bauwerk in Betracht, eine gewaltige, 65 Meter lange und 45 Meter breite Basilika mit neun Schiffen, freilich jetzt ein Chaos von Säulen und Pfeilerresten. An Größe und Pracht scheint diese Basilika, die bischöfliche Kathedralkirche, alle anderen afrikanischen Kirchen übertroffen zu haben. Der Boden war mit zahllosen Gräbern angefüllt, aus denen hunderte von Bruchstücken von Sarkophagen und Basreliefs und wohl 6000 Inschriften gehoben worden sind. Auf den Reliefs befinden sich die bekannten Darstellungen des guten Hirten, der Brotvermehrung, der ersten Menschen, Daniels zwischen den Löwen usw., neben eigenartigen der Magier bei dem Jesuskinde, des siebenarmigen Leuchters u. s. f.[2])

[1]) Mesnage a. a. O. I. S. 296 f.

[2]) Hierüber A. Schwarze, Untersuchungen über die Entwicklung der afrik. Kirche 1892. S. 39, 42 ff. Neuerdings glaubt man auch den Grabstein der karthagischen Märtyrerinnen Felicitas und Perpetua aufgefunden zu haben, s. Archäol. Anzeiger 1908. XXIII, 213.

Eine Märtyrer- und eine Taufkapelle werden ebenfalls bei dieser Basilika bezeugt. Ueber ein Krankenspital und drei weitere Kirchen in der einstigen Provinz Zeugitana berichten Inschriftenüberreste. Für die Landschaft Byzacena (Süd-Tunesien) ergaben die Ausgrabungen wertvolle Hinweise auf eine christliche punische Bevölkerung. Neben einer Anzahl von Kirchen hat man auch Gräber aufgedeckt, worin die Gebeine der Verstorbenen in Krügen von gebrannter Erde beigesetzt waren. Offenbar hat also die christliche Kirche diesen alten phönizischen Brauch für ihre punischen Glieder beibehalten. Sonst wurden nebeneinander Plattengräber und Steintrogsärge benutzt. Manche rührende Inschrift ist auf solchen Funden zum Vorschein gekommen. Da wird eine Märtyrerin würdig erklärt „der Krone" oder „des Siegeskranzes derer, die überwunden haben". Auf einem Grabmosaik findet sich eine christliche Basilika dargestellt, mit Eingangstreppen, Hauptraum und Chor, dem Altartisch mit drei daraufgestellten Kerzen. Ein anderes Mosaik zeigt das Bild eines Schreibers, der an seinem Pulte sitzt und das „Leben der Märtyrer" abschreibt.[1]) Ein Prachtstück christlicher afrikanischer Baukunst steht jetzt noch in Tebessa, dem einstigen Theveste in Numidien in einem Zustand der Erhaltung, der etwa dem des Heidelberger Schlosses gleichkommt: eine große Klosteranlage. Da finden sich an den Skulpturteilen auch eigenartige Formen; statt des Akantusmotivs tritt eine Art Raupenverzierung auf; auch ruhende Pfauen werden dekorativ verwendet, offenbar als Sinnbilder der Unsterblichkeit. Das Kloster selbst war befestigt. In der Mitte stand die dreischiffige, mit Mosaik belegte Basilika, davor ein großer Vorhof mit Brunnen; dann kam das Baptisterium, die reich mit Marmor und Glasmosaik verzierte Taufkapelle. Es folgte ein zweiter großer Hof mit Säuleneingang und daran anschließend eine große Fremdenherberge und schließlich das eigentliche Klostergebäude mit den Zellen.[2])

Die christliche Kirche ist aber auch in entlegenen Gegenden Nordafrikas durch allerlei Funde und Ueberreste bezeugt. In der Gegend des Aures-Gebirgs durch Reste von Kapellen und Kirchen, auch durch Inschriften, darunter solche der freikirchlichen Richtung der Donatisten.[3]) Aehnlich im alten Mauretanien und zwar im östlichen wie im westlichen Teil[4]); Tanger, als Sitz eines Bischofs ist ebenfalls durch inschriftliche Funde bestätigt.

[1]) Archäolog. Anzeiger. 1906, S. 159 und 1908, S. 213.

[2]) Vgl. Wieland, Ein Ausflug ins altchristliche Afrika. 1900, S. 108 ff.

[3]) S. Schwarze, a. a. O. S. 67 ff. Die Abbildung eines Altarbogens mit Mosaikverzierung, dem Christusmonogramm und der Inschrift: Memoria domni Petri et Pauli auf Tafel 2 daselbst.

[4]) Für das östliche Mauretanien (Sitifensis) sei eine Widmungsinschrift für eine Kirche vom 15. März 384 angeführt, wonach ein gewisser Eustasius und seine Frau

Aeußerst schwierig ist für uns die Wertung dieses afrikanischen Christentums nach seiner religiösen und sittlichen Kraft, sobald man dabei nicht an einzelne hervorragende Persönlichkeiten, sondern an den Durchschnittschristen denkt. Man sollte meinen, daß aus den zahlreichen Verfolgungen, erst durch den heidnischen Staat, dann durch die Donatisten, endlich durch die arianischen Vandalen eine geläuterte Christenheit hervorgegangen sei. Würde man aber den Angaben des um die Zeit des Vandaleneinfalles lebenden Salvian, des Priesters zu Marseille, Glauben schenken, so wäre die nur äußerlich christianisierte römische Gesellschaft bis in ihre innersten Schichten entartet und verrottet gewesen. „Was ist die Christengemeinde anders als ein Auswurf von Lastern? Wie wenige findet man in den Kirchen, die nicht Trunkenbolde, Schwelger, Ehebrecher, Hurer, Räuber, Schlemmer, Banditen oder Mörder sind. — In eine solche Versunkenheit der Sitten ist beinahe die ganze Christenheit verfallen, daß es bei einem christlichen Volk als eine Art Heiligkeit gilt, etwas weniger lasterhaft zu sein. Man ehrt die Kirchen, die Tempel und Altäre Gottes weniger als das Haus irgend eines unbedeutenden Munizipalbeamten."[1]) An den Reichen wird besonders die Unsittlichkeit und die Ungerechtigkeit gerügt. Afrika nennt er ein Haus der Laster. Daß die Vandalen nach Afrika gezogen sind, sei nicht ein Werk der göttlichen Strenge, sondern die Folge der Lasterhaftigkeit der Afrikaner. „So allgemein ist das Laster der Unsauberkeit bei ihnen, daß ein jeder, der mit der Unzucht aufhört, kein Afrikaner mehr zu sein scheint. Ich will nicht die einzelnen Ortschaften durchgehen oder über die einzelnen Städte sprechen — es genügt mir eine und zwar die erste Stadt aller Städte, gleichsam ihre Mutter, jene nämlich, welche immer mit der Siebenhügelstadt wetteiferte, einst durch Waffen und Tapferkeit, später durch Ansehen und Würde. Ich meine Karthago, stets die heftigste Gegnerin der Stadt Rom, ein zweites Rom im afrikanischen Reich. — Dort sind Anstalten für öffentlichen Dienst, Schulen für freie Künste, Säle für Philosophen, endlich alle Institute für die Wissenschaft und das Leben, dort sind

Julia Crescentina den Bau gestiftet hatten, in welchem sie beigesetzt zu werden wünschten, sodann in Zabi, bereits in der Steppenregion und auf sicher berberischem Boden, eine Inschrift über den Wiederaufbau von Stadt und Kirche unter Justinian. Im westlichen Mauretanien (Caesariensis) deuten die Funde hauptsächlich auf Christentum in den Küstenstädten. Aus Scherschel (Caesarea) stammt eine Marmorinschrift, wonach „der Verehrer des Wortes" Euelpius der Kirche einen Platz zum Gottesacker geschenkt und eine Kapelle (cella) mit Reliquienbehälter (memoria) auf seine Kosten erbaut hat und die „aus dem Geist Geborenen" (Gläubigen) grüßt. In Tefessad, westlich von Algier, dem alten Tipasa, stehen die Ruinen einer neunschiffigen Pfeilerbasilika mit Mosaikornamenten und einem sehr schönen Taufbrunnen. Auch weit im Landinnern an der alten Römerstraße, z. B. beim heutigen Orléansville finden sich solche unmittelbaren Zeugnisse der einstigen christlichen Kirche.

[1]) De gubernatione Dei III, 9 (§ 46).

auch Garnisonen und Truppenführer, dort ist der Sitz des Prokonsulates, dort ist ein ständiger Richter und Bürgermeister, dem Namen nach zwar ein Prokonsul, der Machtstellung nach aber ein Konsul; kurz, dort sind Behörden und Würdenträger jeden Grades und jeder Gattung, Aufseher sozusagen über jede Straße und jeden Weg, die alle Plätze der Stadt und jedes Quartier unter Aufsicht haben. — Welcher Stadtteil war nicht voll Schmutz, welche Straße oder welches Gäßlein innerhalb der Stadt war kein Bordell? Alle Straßenkreuzungen, alle Gassen hatte die Unzucht entweder mit ihren Fallgruben durchzogen oder mit ihren Netzen umspannt, so daß sogar solche, welche diese Dinge verabscheuten, kaum ausweichen konnten. — Man könnte glauben, es sei dort ein Sumpf von Unzucht und Hurerei, wie Schmutzwasser, das aus allen Abläufen der Stadt und allen Kloaken zusammenfloß. — Ich sehe die Bürgerschaft, die in Lastern sich wälzt, ich sehe die Stadt, die von Schlechtigkeit aller Art wogt, groß zwar nach der Menge der Menschen, doch größer noch nach der Menge der Frevel, voll von Reichtümern, doch noch voller von Lastern; Menschen, die sich in Schandtaten gegenseitig überbieten; die einen im Rauben wetteifernd, die andern in Zuchtlosigkeit, die einen betäubt von Wein, die andern aufgedunsen von Uebersättigung, diese mit Kränzen geziert, jene mit Salben bestrichen, alle durch die mannigfachsten Ausschweifungen ruiniert, aber auch fast alle durch einen Sündentod hingestreckt; nicht alle zwar von Wein betrunken, aber alle betäubt durch die Sünde. Man glaubt ein Volk zu sehen, das den Verstand verloren hat, nicht mehr bei Sinnen ist, an Geist und Wesen verdorben, ein Volk, das nach Art der Bacchanten schaarenweise der Völlerei fröhnte. Und da ist noch etwas, der Art nach verschieden aber der Schlechtigkeit nach gleich, wenn es nicht eben durch seine Größe schlimmer ist: ich meine die Beraubung der Waisen, die Bedrückung der Witwen, die Mißhandlung der Armen, die täglich zu Gott ihre Seufzer emporschicken, das Ende der Leiden herbeiwünschen, ja was das schlimmste ist, zuweilen sogar unter dem Uebermaß von Verbitterung nach der Ankunft der Feinde verlangen."[1])

Salvian sieht aber nicht bloß die außerordentlichen Heimsuchungen des römischen Reiches durch die Einfälle der Barbaren als ein gerechtes Strafgericht an, besonders über Afrika, sondern er steht auch unter dem niederschmetternden Eindruck, daß das Unglück niemand gebessert habe:

„Belagert ist die Stadt Rom. Barbaren haben Gallien überschwemmt. Die Vandalenscharen sind in Spaniens Ländereien eingedrungen. — Nachdem die Städte verwüstet waren, die das Meer umschloß, nachdem Sardinien und Sizilien verheert, die Kornkammern

[1]) a. a. O. VII, 16, 17 § 66. 67 u. 74. 70).

des Fiskus, und also die Lebensadern gleichsam durchschnitten sind, wird auch Afrika weggenommen, die Seele des Staates. Barbarenvölker haben jenes Land überzogen, aber hat etwa die Furcht den Lastern ein Ende gemacht? Oder hat der Schrecken wenigstens Bescheidenheit und Zucht zur Folge gehabt? Ach, wer kann dieses Unglück ermessen! Barbarenvölker umkreisten mit den Waffen die Mauern von Cirta und Karthago, und die Karthager schwelgten in wahnsinniger Lust in den Rennbahnen, waren ausgelassen in den Theatern. Draußen wurden Menschen gemordet, drinnen wurde Unzucht getrieben. Ein Teil des Volkes war draußen eine Beute der Feinde, ein Teil drinnen eine Beute der Laster. Außerhalb und innerhalb der Mauern Lärm und Kämpfen und Schauspielen; Stimmen von Sterbenden und Schwelgenden mischten sich; kaum konnte man das Wehklagen des Volkes, das in der Schlacht fiel, und das Getöse des Haufens, welcher in der Rennbahn schrie, voneinander unterscheiden. Was tut nun damit ein Volk anderes, als daß es Gott, der es noch nicht vernichten wollte, zur Vernichtung nötigt?"[1])

Würde man diese Schilderung der damaligen Zustände einfach verallgemeinern, so könnte wirklich nur von einer Scheinchristenheit in Afrika gesprochen werden. Man müßte dem rücksichtslosen Sittenprediger zugeben, daß die Vandalen schlechthin besser waren als die damaligen Bewohner des römischen Afrika. Man müßte einräumen, „daß alle Afrikaner ohne Ausnahme unzüchtig sind, außer einigen, die sich vielleicht zu Gott bekehrt haben, d. h. durch den Glauben und die Religion umgewandelt sind."[2]) Aber offenbar sind die Zeitschilderungen Salvians tendenziös zugespitzt und oratorisch übertrieben. Das erhellt schon aus der Beurteilung des Vandalenvolks; Zeitgenossen im Lande selbst wissen ganz andere Tatsachen zu berichten. Gegen eine so pessimistische Einschätzung des dortigen Christentums spricht aber auch die bedeutende Zahl der Bekenner und Märtyrer aus dem Volke selbst in den verschiedenen, durch Heiden, Arianer und Häretiker veranstalteten Verfolgungen.[3]) Die Briefe Augustins lassen ebenfalls erkennen, wie unter Männern und Frauen viel ernstes Streben nach Heiligung des Lebens vorhanden war. Wie hätten sonst die Klosterniederlassungen so starken Zuzug erfahren können? — Aber auch Augustin sieht in dem Sittenverfall das Anzeichen hereinbrechenden Unheils. Die Verdorbenheit der Gerichte, die Schamlosigkeit des Theaters, die widernatürliche Unzucht werden auch sonst als spezifische Sünden Afrikas genannt.[4]) Eine gewisse Hoffnungslosigkeit hinsichtlich der christlichen Gestaltung des Volkslebens und der Volksmassen erfüllt auch die

[1]) a. a. O. VI, 12 (§ 67 ff.).
[2]) VII, 16 (§ 65).
[3]) Cyprian, de lapsis und Epist. 77.
[4]) Augustin, de civitate Dei 1, 32. Cyprian, ad Donatum 6—11.

Schriften Augustins und liegt seiner Lehre vom „Gottesstaat" als Voraussetzung zu Grunde. Die einzige sichere Rettung aus der Versuchung der Welt besteht noch in der Enthaltsamkeit und Armut des Klosterlebens. Indem die ernsteren Naturen mehr und mehr diesem asketischen Zuge nachgaben, verzweifelten sie mehr und mehr an einer gründlichen Besserung des Volksganzen, sie verloren die innere Fühlung mit dem Staatswesen und der wirklichen Gesellschaft und damit auch das Interesse für die innere und äußere Mission in ihrer Zeit. Wie übertrieben auch das Urteil Salvians über die Schlechtigkeit der Zeit gewesen sein mag, darin hatte er doch Recht, daß ein trostloser Gegensatz bestand zwischen dem christlichen Bekenntnis der Kirche und den tatsächlichen gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen, ja der allgemeinen Lebensauffassung. Das bittere Gefühl, daß alles Mahnen und Predigen aussichtslos sei, verdichtete sich dann in solchen Gemütern zu der Gewißheit, daß solche widerspruchsvolle Spannung auf die Dauer unhaltbar sein und irgendwie zum Untergange der Christenheit führen müsse.[1])

7. Innere Kämpfe und äußere Erschütterungen der afrikanischen Kirche.

Donatistische Kirche. Vandaleneinfall.

Eine dauernde Schwächung ergab sich für die Christenheit Nordafrikas aus innerkirchlichen Streitigkeiten. Kaum kann es ein so augenfälliges Beispiel dafür geben, wie sehr eigener Zwiespalt die Existenz einer Kirche in Frage stellen kann. Eben erst hatte sich der Christenglaube hindurchgerettet durch die schweren Verfolgungszeiten unter den Kaisern Decius, Valerian und Diocletian und hatte in den Toleranzedikten von 311 und 313 Freiheit und Rechtegleichheit mit den heidnischen Religionen erhalten, da flammte in der Mitte der Kirche selbst ein verderbliches Feuer der Zwietracht auf in der sog. Donatistischen Bewegung. Es ist bezeichnend, daß sich hier die Streitigkeiten um die Stellung zur Kirche drehten, nicht wie fast stets um diejenige zur Lehre. Die nach Donatus, dem ersten Bischof der neu aufkommenden Partei, genannte Richtung war ursprünglich eine puritanische Heiligungsbewegung innerhalb der Kirche, wie eine solche schon fünfzig Jahre früher in Karthago unter Novatian stattgefunden hatte, dessen Opposition sich gegen die liberale und nachgiebige Haltung des damaligen karthagischen Bischofs in der Verfolgungszeit gerichtet hatte. Allein indem die Gewissensfrage zur Rechtsfrage gemacht wurde von beiden Seiten und der Gerichtsweg beschritten ward, entwickelte sich daraus eine separatistische, der

[1]) Augustin, de symbolo 4, 8. Gregor, M., Epist. No. 63 edit. Bened.

offiziellen Kirche feindliche und freikirchliche Bewegung, die den Grundsatz proklamierte, daß die Kirche von Staat und Kaiser unabhängig sein müsse und daß die donatistische Richtung darum allein die wahre Gemeinde Christi darstelle. Es war also eine Krisis, wie sie je und je in der Christenheit aufgetaucht ist und welche eigentlich immer eine Mahnung zur Selbstprüfung für die Großkirche bedeutet. Durch das Berechtigte, das in diesem Standpunkt lag, wie auch durch die Härte der Gegenmaßregeln, womit leider die offizielle Kirche und der Staat diesen Dissenters entgegentrat, entstand schließlich eine völlige Kirchenspaltung. Sie brachte besonders die Volksmasse in Aufregung. Es kam so weit im vierten Jahrhundert, daß fast jede Diözese zwei Bischöfe hatte, einen katholischen staatskirchlichen und einen donatistischen freikirchlichen. Stützte sich der erstere auf die Obrigkeit und die offiziellen Kreise, so der andere auf die Anhänger unter dem gemeinen Volk und der Bauernschaft, wie auch der punischen oder gar berberischen Elemente. Die Donatisten nannten sich bezeichnenderweise „die Evangelischen". Inschriften auf Gräbern solcher Bekenner tragen etwa die Aufschrift: „Hier ruht im Glauben an das Evangelium". Diese Formel wurde zum Bekenntnisausdruck gegenüber der Großkirche. Bis weit ins Landesinnere zog sich diese Bewegung. Nicht die kirchlichen Schriftsteller, sondern die monumentalen Ueberreste sind dafür am bezeichnendsten. Tief im Innern von Numidien, südwestlich des Aures-Gebirgsstockes, findet sich ein Mausoleum, offenbar von christlichen romanisierten Berbern errichtet, das diesem Bekenntnis Ausdruck gibt. In der mauretanischen Garnisonsstadt Ala Miliaria, in einer zwischen 434 und 439 erbauten Basilika, hat man Grabsteine donatistischer Kleriker aufgefunden, darunter auch das Epitaphium einer von den Katholiken getöteten donatistischen Märtyrerin.[1]) Denn so weit war es bei den gegenseitigen Drangsalierungen gekommen, daß die obrigkeitliche Gewalt eingriff. Je länger desto rücksichtsloser trat sie der freikirchlichen Bewegung entgegen mit Geldbußen und Konfiskation des Eigentums, schließlich mit Verbannung und Todesstrafe.

Es darf zur Ehre des offiziellen Christentums gesagt werden, daß wenigstens seine Hauptvertreter sich anfangs versöhnlich zeigten und zur Milde mahnten.[2]) Indessen führten Ausschreitungen des fanatischen Volkes[3]) zu einem wahren Kriegszustand, besonders als sich die religiösen Gegensätze auch sozial zugespitzt hatten. Ein großer Teil des fruchtbaren Landes befand sich in den Händen römischer Großbesitzer, welche nach Art englischer Landlords alles durch ihre

[1]) Schulten im Archäologischen Anzeiger 1900 S. 77 f.; vgl. 1901 S. 80.
[2]) Augustin, Briefe 153, 133, 134.
[3]) Augustin, ebenda 111, 1.

Pächter besorgen ließen und unbekümmert um die Verhältnisse ihrer Arbeiter ihre Einkünfte in Rom oder auf ihren luxuriösen Villen verzehrten. Diese Pachtwirtschaft erzeugte dieselben Uebelstände wie in der Gegenwart: willkürliche Bedrückung, Verarmung, Unzufriedenheit. Indem zu den Forderungen der donatistischen „Streiter Christi" noch sozialistische und kommunistische Ideen traten, die im Namen des Evangeliums als Gerechtigkeit und Freiheit geltend gemacht wurden, nahm die Bewegung vielfach einen revolutionären Charakter an.

Dagegen trat die Staatsgewalt mit schweren Strafen auf, und sie unterdrückte im Verlaufe von hundert Jahren die gefährliche Bewegung.[1]) Taktisch hatte damit die Großkirche gesiegt, faktisch hatte das Christentum selbst eine schwere Einbuße erlitten, wie jedesmal wenn der Glaube auf Kosten der Liebe triumphiert. Besonders die unteren Volksschichten, die ein unmittelbareres Verständnis für die Schönheit und Göttlichkeit der Liebe haben als für die Größe und Bewertung des Glaubens, werden durch solche Beobachtungen desorientiert und erkältet in ihrer Frömmigkeit, oder in eine blinde Opposition hineingedrängt. So war es ja auch zur Zeit des Bauernkrieges im 16. Jahrhundert. Und unter der Decke der Unterwerfung erhält sich die Separation oder die passive Resistenz des Unglaubens.

Es gelang nicht einmal, die Donatisten gänzlich zu überwinden. Sie erhielten sich als eine Art Sekte unter dem Schutze ländlicher Verborgenheit besonders in Numidien, hatten selbst ihre Kirchen und Bischöfe und traten jeweilen wieder an die Oeffentlichkeit, wenn die politische Situation günstig für sie schien. Für die afrikanische Kirche im Ganzen aber bedeutete die Separation eine dauernde Schwächung. Gerade das nationale Volkselement, das einmal tiefer angeregt gewesen war, wurde damit zurückgestoßen, das doch mit Geduld und Weisheit wohl hätte geleitet werden können, das bei einem auch nur einigermaßen erträglichen Verhältnis der Duldung erhalten geblieben und später sicherlich der Gesamtheit eine wesentliche Stärkung gewesen wäre. Es ist ja heute schwer zu sagen, ob nicht auch innerhalb der damaligen katholischen Kirche ein freies Nebeneinander einer mehr freikirchlichen und einer streng staatskirchlichen Richtung möglich gewesen wäre, da ja doch eigentlich tiefere dogmatische Lehrunterschiede nicht bestanden. Leider suchten in jener Zeit, als das römische Weltreich zu zerfallen begann, die eigentlichen Leiter der afrikanischen Kirche, darunter erleuchtete Lehrer wie Cyprian und Augustin, das Heil und die Sicherung der Kirche in einer Einheit nicht des Geistes und der

[1]) Gregor, M., Epist. Nr. 65 u. Nr. 34.

Liebe, sondern der Organisation und des äußeren kirchenrechtlichen Verbandes und trugen so, eigentlich im Bestreben, das Christentum gegen Zerfall zu sichern, gerade dazu bei, ihm in Afrika den Rückzug vorzubereiten.

Einen zweiten, noch härteren Stoß erlitt das christliche Afrika durch den Einfall der Vandalen. Dieses deutsche Volk, das sich vom Riesengebirge immer weiter nach Süden und Westen, schließlich bis nach Spanien gezogen hatte, überschritt, gerufen durch den revolutionären römischen Feldherrn Bonifatius die Meerenge von Gibraltar und eroberte, vielfach unterstützt oder doch begünstigt durch die unabhängigen berberischen Mauren, Mauretanien und Numidien und schließlich auch im Jahre 439 die Hauptstadt Karthago. Dieser Einfall bedeutete nicht bloß ein Vordringen des Barbarentums in die alte, freilich schon sehr brüchig gewordene römische Kulturwelt, sondern auch eine neue religiöse Verwirrung. Denn die Vandalen waren fanatische Arianer und traten nun, besonders seit sie sich als selbständiges vandalisches Reich konsolidiert hatten unter Anerkennung des weströmischen Kaisers, auch als besondere Konfessionskirche auf. Wie früher die Katholiken (Orthodoxen) sich der Staatsgewalt bedient hatten, gegen die häretischen Donatisten, so schritt die neue Staatskirche rücksichtslos ein gegen die bestehende orthodoxe Kirche. Da die Vandalen ursprünglich lediglich als Eroberer auftraten, die plünderten und verheerten ohne Maß und Ziel und einen Dritteil von Grund und Boden für sich beanspruchten, so raubte sich auch die neue Staatskirche alles zusammen: Kirchen, heilige Geräte und Grundbesitz. Kleriker und Beamte, die sich widersetzten, wurden verbannt und jede Propaganda zugunsten des katholischen Glaubens strenge verboten. Nach dem Berichte des afrikanischen Bischofs Victor von Vita (in Byzacium) war zuletzt der Sprengel von Karthago fast völlig von katholischen Priestern entblößt. Statt 146 amtierten noch drei Bischöfe. Das einzige schließlich noch den Orthodoxen in der Hauptstadt überlassene Kirchengebäude ließ der König Geiserich schließen, weil sich niemand fand, der darin den Dienst verrichtete. Noch trauriger gestaltete sich aber die Lage der katholischen Christen unter dessen grausamem Nachfolger, König Hunnerich. Dieser veranstaltete im Verein mit der arianischen Geistlichkeit im Jahre 483 eine eigentliche Massenverfolgung.[1]) Von sämtlichen Palast- und Staatsbeamten wurde das arianische Bekenntnis verlangt. Katholische Bischöfe wurden mißhandelt, verbannt, einzelne getötet. Es gab Glaubensverfolgungen wie später in den

[1]) Vgl. Schwarze a. a. O. 161 ff. Achelis, Martyrologien 1900. S. 104 ff. (in Abh. der Ges. d. Wissensch. z. Göttingen. Phil. hist. Cl. N. F. 3).

konfessionellen Kämpfen der Gegenreformation und der Hugenotten- und Waldenserzeit. Nach dem Zeugnis des bereits erwähnten Victor von Vita, der unter König Hunnerich lebte, wurden 4966 Bischöfe, Presbyter, Diakone und sonstige Gemeindeglieder in die Wüste verwiesen und dem Verschmachten preisgegeben. Im Februar 484 wurden endlich alle katholischen Kirchen auf Befehl des Königs geschlossen, die Priester ihres Amtes entsetzt und viele zur Zwangsarbeit in die Bergwerke verschickt. Ueberdies wurden die bestehenden, gegen die Ketzer erlassenen Gesetze nun offiziell auf die Katholiken angewendet, falls diese sich nicht zum Uebertritt in die arianische Kirche entschließen sollten. Denn auch da sollte die Staatsreligion, in diesem Falle die arianische, die Volksreligion sein. Da sich überdies in den beiden Konfessionen zwei verschiedene Nationen gegenüberstanden, so wurde die Abweichung vom staatlich geforderten Bekenntnis immer auch als ein Ungehorsam gegen die Regierung empfunden. Trotz allem Druck und Zwang zeigte sich aber, daß das vandalische Volkselement zu schwach und auch zu roh war, das römische Afrika umzuwandeln. Der Widerstand verhärtete sich draußen bei den Berbern und drinnen bei den afrikanischen Römern. Schon der Nachfolger des fanatischen Verfolgers, der König Gunthamund mußte im Jahre 494 den Katholiken freie Religionsübung und die Benützung ihrer Gotteshäuser gestatten. Zehn Jahre, sechs Monate und fünf Tage lang waren sie gänzlich geschlossen gewesen.[1]) Eigentlich katholikenfreundlich war dann der zweitletzte vandalische Fürst Childerich 523—530, aber gerade diese Gesinnung wurde ihm zum Vorwurfe gemacht und führte seinen Sturz herbei, zugleich freilich auch das Ende des Vandalenreiches in Afrika überhaupt.

Fast hundert Jahre dauerte die Vandalenherrschaft in Nordafrika (439—534). Sie bedeutete ein schweres Unglück für das im Aufblühen begriffene Land, eine furchtbare Prüfung für die christliche Kirche. Obwohl der Einbruch des germanischen Volksstammes zunächst eine Volksvermehrung bedeutete,[2]) so war doch nach hundert Jahren die Einwohnerzahl stark zurückgegangen. Ganze Städte waren entvölkert, weite Gegenden verödet; besonders schwerwiegend war es, daß eigentliche Landesteile für die Kultur verloren gegangen waren. Die Vandalen, welche einst der Schriftsteller Salvian als Muster von Zucht und Sittenstrenge hinstellen konnte,[3]) werden von den späteren Zeitgenossen wie Prokop und Victor von Vita als verweich-

[1]) Schwarze, a. a. O. S. 168 ff.

[2]) Die Zahl der eingewanderten Vandalen wird nur auf zirka 80 000 geschätzt, vgl. Diehl, l'Afrique Byzantine. 1896. S. 8 ff. 382.

[3]) Salvian, a. a. O. VII, 22, 23.

lichte Schwelger geschildert.[1]) Statt, wie Salvian gehofft hatte, zur Gesundung des römischen Reiches zu dienen, wurden sie zu Schmarotzern des römischen Kulturteils von Afrika und bildeten, in der zweiten Generation schon degeneriert, ein Element der Zersetzung. Völlig unfähig zu einer vernünftigen Verwaltung der unterworfenen Gegend, ohne einen Plan für die Zukunft, ohne jegliches Verständnis für Land und Volk, behandelten sie Afrika als ein Objekt der rücksichtslosesten Ausbeutung. Das Vermögen der reichen römischen Grundbesitzer wurde konfisziert für den König, anderes wertvolles Land den Soldaten geschenkt als Eigentum gegen die Zusicherung der Heeresfolge. Nur der Rest blieb den Bauern. Die Stau- und Wasserwerke, welche die Prosperität des Bodens bewirkten, wurden nicht mehr unterhalten, der Ansässige bei jeder Gelegenheit vergewaltigt, besteuert, von seinem Eigentum verstoßen. In den prächtigen Villen hausten die Vandalen und vergnügten sich an Trunk und Spiel[2]), an Theater, Rennbahn und Jagd. Die einheimische Bevölkerung verarmte und flüchtete zum Teil nach Europa.

Man wird zugestehen, daß diese Zustände in erster Linie nur für das römische Afrika im engeren Sinne beglaubigt sind; das eigentliche Vandalenreich umfaßte nämlich nur die alte römische Provinz, somit Zeugitana, Byzacena und einen kleinen Teil von Numidien, während der ganze große nordwestliche Teil außerhalb dieser Machtsphäre stand. Es kann also wohl sein, daß im äußeren Numidien wie in beiden Mauretanien die römischen Christen weniger von der Bedrückung zu spüren hatten, daß sogar die bürgerliche und kirchliche Verwaltung nicht unmittelbar aufgehoben wurde.[3]) Indessen waren jene Teile des Landes doch unwesentlich im Verhältnis zum Hauptteil, und auch sie wurden unvermeidlich in die beginnende Zerrüttung hineingezogen. Zunächst war der kirchliche und politische Zusammenhang mit der Kapitale und mit dem höchststehenden und am meisten vom Christentum durchdrungenen Volksteil unterbrochen. Schon allein die Weihe der Bischöfe bereitete die größten Schwierigkeiten und verhinderte stellenweise die Besetzung der erledigten Amtssitze mit richtigen kirchlichen Führern. Aber auch der staatliche und militärische Schutz war für die entlegeneren Provinzen unsicher, denn die mauritischen Bergstämme im Süden und Westen hatten sich in den Zeiten der allgemeinen

[1]) Procopius, de bello Vandalico (Bonn). S. 434 f. Achelis, Martyrologien. 1900. S. 104.

[2]) In einem lateinischen, aus Afrika stammenden Hexameter, worin die deutschen Barbaren bei ihren lärmenden Gelagen spöttisch geschildert werden, sind ein paar „gothische" Redensarten eingefügt, von denen am sichersten das Wort „drinkan" gedeutet werden kann, s. Anthologia Latina ed. Bährens IV, p. 363.

[3]) Vgl. Dahn, Die Vandalen (Die Könige der Germanen I, 2) S. 219 ff.

Verwirrung von der römischen Oberhoheit freigemacht. Jetzt wurde offenbar, daß es an allen inneren Bindungen fehlte mit dem offiziellen Staat. Römische Außenposten, einst zur Sicherung der Oberherrschaft befestigt, wurden als Zwingburgen zerstört, darunter die Stadt Timgad, wo das große Amphitheater stand. Es bildeten sich unabhängige kleine Reiche unter eingeborenen berberischen Fürsten[1]). Der einheimische Volksteil begann sich loszulösen von der übrigen römisch-christlichen Kulturschicht, mit der er ohnehin nur oberflächlich und zwangsweise in Verbindung gewesen war. Die christliche Kirche aber hatte numerisch und virtuell schwere Einbuße erlitten. Viele Gemeinden waren so zusammengeschmolzen, daß die Gotteshäuser viel zu groß geworden waren; andere, die in römischer Zeit als Bischofsitze bezeugt sind, lassen sich später gar nicht mehr nachweisen, sind also offenbar verschwunden. Die Prüfungszeit der arianischen Verfolgung hatte zwar die ernster gesinnten Elemente zusammengeschlossen, zu einer eigentlichen Glaubenserneuerung war es nicht gekommen. Es fehlt der späteren afrikanischen Kirche an großen Persönlichkeiten, an christlichen Charakteren.

8. Das byzantinische Afrika.

Restauration. Christliche Propaganda. Soziale Schäden. Staatliche Kirchenpolitik. Arabereinfall.

Das christliche Afrika, das teils durch die zerstörenden Einflüsse der Vandalenherrschaft und des Arianismus zersprengt worden war, teils von innen heraus sich aufzulösen und zu zerbröckeln begann, erlebte noch eine bedeutsame Zeit der Restauration unter der Herrschaft der griechischen Kaiser als Teil des oströmischen Weltreichs in dem Zeitraum von 533 bis 709. Man war früher geneigt, diese politische Veränderung als irrelevant anzusehen für den Bestand des christlichen Glaubens, vielleicht sogar als eine neue Schwächung infolge größerer politischer Verwicklung, somit als eine Wegebereitung für den Einbruch des Islam. Der neueste und kompetenteste Forscher auf diesem Gebiet der Geschichte ist zu einem völlig anderen Urteil gelangt. Er stellt fest, daß ohne die byzantinische Restauration die nordafrikanischen Provinzen schon viel früher der berberischen Unkultur verfallen wären.[2]) Mögen auch, politisch angesehen,

[1]) Eine Inschrift aus dem Jahre 508 bezeugt uns am Westende von Mauretania Caesariensis (Provinz Oran) einen gewissen Masuna, „König der maurischen Stämme und der Römer" (G. Boissier, l'Afrique Romaine 1901 S. 353) also offenbar einen Christen, der sich zur römischen Regierung freundlich stellte, aber andere friedliche eingeborene Fürsten werden ebenfalls bezeugt (Diehl, l'Afrique Byzantine S. 307 u. 42 ff.). — [2]) Diehl, a. a. O. S. 594 f.

diese zweihundert Jahre mehr eine Periode strafferer Organisation, militärischer Sicherung und staatlicher Bevormundung, des Militarismus, des Byzantinismus und der Bureaukratie bedeuten, von einem höheren Gesichtspunkte aus angesehen, bot sich darin die Möglichkeit dar, Christenglauben und christliche Kultur für die Zukunft zu sichern. Dadurch gewinnt dieser Abschnitt in der Geschichte der afrikanischen Kirche einen bedeutungsvollen Ernst und ein warnendes Augurium. Indem Staats- und Interessenpolitik Moral und Religion beherrschten, die Zugehörigkeit zur Kirche und zum offiziellen Bekenntnis an die Stelle der Zugehörigkeit zu Christus und seinem Evangelium trat, indem schließlich die Frömmigkeit in der Weltflucht gefunden wurde und das Leben draußen sich selbst überlassen blieb, ging diese letzte Gelegenheit für eine Erstarkung und Wiedergeburt des afrikanischen Christentums verloren.

Der tatkräftige Kaiser des oströmischen Reiches, Justinian, versuchte von seiner Residenz Konstantinopel aus, die römische Weltherrschaft in ihrem einstigen Umfange wiederherzustellen. Hiezu diente ihm nächst einer tüchtigen, unter vortrefflichen Führern stehenden Armee besonders eine orthodoxe Kirchenpolitik. Als darum der den Katholiken freundlich gesinnte Vandalenkönig Childerich durch seinen eigenen Feldherrn Gelimer vom Thron gestoßen und dieser selbst die Herrschaft an sich gerissen hatte, als der Kirche eine neue Verfolgungszeit drohte, wie vorher unter Hunnerich, und Flüchtlinge aus Afrika den Katholiken in Konstantinopel ihre Not klagten, intervenierte im Namen der Christenheit der „allerchristlichste" Kaiser Justinian. Es wurde gewissermaßen Land und Volk zu einem Kreuzzug aufgerufen. Sein Feldherr Belisar setzte mit den gegen die Perser freigewordenen Truppen auf der Flotte nach Afrika über und eroberte in raschem Siegeszug, von den Katholiken als Befreier begrüßt, die Seeküste im Jahre 533. Da der Vandalenkönig gerade gegen die Mauretanier beschäftigt war, „ein Volk, das in der Wüste wohnt und von Beute und Plünderung lebt wie die Tajiten (Nordaraber)"[1]), so fiel ihm auch Karthago in die Hände. Der letzte ernstliche Widerstand der Vandalen wurde in der Schlacht bei Tricamarum gänzlich gebrochen. Der Vandalenkönig wurde gefangen mit den angesehensten Würdenträgern nach Konstantinopel gebracht, um den Triumphzug des siegreichen Feldherrn zu verherrlichen, ganz wie in den Tagen des heidnischen Rom.

Die Aufgabe der neuen Regierung war eine dreifache.

Zunächst galt es die geschlagenen aber doch nicht machtlosen bis-

[1]) Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor, hrsg. von Ahrens und Krüger. Lpzg. 1899, IX, 17.

herigen Herren des Landes endgiltig unschädlich zu machen. Das geschah auf ebenso gewagte wie einfache Weise. Beim Anlaß einer neuen Erhebung wurde das Vandalenvolk systematisch, man möchte fast sagen nach türkischer Manier, vernichtet. Die junge waffenfähige Mannschaft wurde, soweit sie übrig geblieben war, in die kaiserliche Reiterei gesteckt[1]), die Frauen und Töchter römischen Soldaten zu Ehefrauen gegeben, der Rest aus Afrika weggeführt. Nur die in den westlichen Provinzen (Numidien und Mauretanien) wohnenden Vandalen erhielten sich weiterhin, teils als Refugianten, teils als Bundesgenossen der Berber. Auch dort sind sie mit der Zeit spurlos verschwunden, und es ist völlig aussichtslos, ihre Nachkommen in blauäugigen Berbern aufzusuchen.

An zweiter Stelle handelte es sich um Restauration, um Wiederherstellung bürgerlicher Ordnung und Sicherheit. Grundeigentum wurde so weit möglich den rechtmäßigen Eigentümern oder Erben zugewiesen, Klerus und Kirche erhielten die Güter zurück, welche die Arianer beschlagnahmt hatten; die Zivilverwaltung wurde durch ein Heer von Beamten nach römischem Recht eingerichtet. Schwieriger war die Sicherung von Land und Leuten gegen die eingeborenen Berberstämme. Denn kaum hatten diese die neue Herrschermacht erstehen sehen, so leisteten sie überall, teils offen, teils indirekt Widerstand. Besonders aus den Gegenden des jetzigen Tripolis erhoben sich hinter einander starke Berberstämme und drangen verheerend gegen Karthago vor. Sie wurden schließlich bezwungen, aber das Endresultat war nur ein Sieg, nicht ein eigentlicher Friede, und große Landstriche waren der Verwüstung verfallen. Um weiteren Angriffen vorzubeugen, wurde ein ganzes System von Befestigungen und gesicherten Garnisonsplätzen gebildet. Die zu diesem Zwecke verwendete Armee bestand zum kleinsten Teile aus wirklichen Griechen; weitaus die Mehrzahl waren fremde Söldner, eine unruhige Soldateska, welche den Krieg zu ihrem Handwerk gemacht hatte, die Landbewohner drangsalierte und gelegentlich gegen ihre Befehlshaber rebellierte. So wurde das wiedergewonnene Afrika mehr und mehr ein Militär- und Beamtenstaat. Bei alledem geschah viel und Großes zur Herstellung von Staat und Kirche. Justinian richtete 150 Städte wieder auf; die einen baute er von Grund auf wieder, die andern, nur halb verwüsteten, restaurierte er herrlich. Dabei versah er die öffentlichen und privaten Bauten und die Ringmauern mit allerlei Schmuck und Verzierung, ebenso die Prachtsbauten, welche zum Glanz der Städte und zur Ehre Gottes dienen. Er vermehrte die Bewässerungsanlagen wie für den öffentlichen Nutzen so für die An-

[1]) Die Vandalen waren als ein Reitervolk in Afrika eingebrochen, wie später die Araber; ihre Armee bestand ausschließlich aus Kavallerie.

nehmlichkeit; für diejenigen Städte, welche vordem keine besessen hatten, schuf er solche, andere stellte er wieder her nach ihrer früheren Anlage.[1]) Auch für die Kirche war er sehr besorgt und von großer Freigebigkeit. In der Hauptstadt Karthago erbaute er zu Ehren des h. Primas eine neue Basilika; im ehemaligen Königspalast der Vandalen weihte er der Theotokos (Gottesgebärerin) ein reiches Heiligtum und die Hauptkirche schmückte er mit bemerkenswerten Mosaikbildern aus. In Leptis Magna (in Tripolis) wurden fünf neue Kirchen unter seiner Regierung erbaut; überhaupt erfreuten sich die gegen Byzanz hin gelegenen Städte der Ostküste seiner besonderen Gunst. Aber auch in der fernen Garnisonsstadt Timgad erhob sich eine neue Kirche und der Einfluß der byzantinischen Bauweise läßt sich jetzt noch an den ruinenhaften Ueberresten erkennen, bis in abgelegene Ortschaften des Aures-Gebirges. Sogar im kaiserlichen Mauretanien sind Kirchenbauten aus dieser Zeit nachzuweisen. Häufig ist auch die befestigte byzantinische Basilika in Trümmern anzutreffen; fast jede Ruine besitzt eine kleine Lokalkirche. Man möchte sagen, daß die Byzantiner am Rande der Wüste sich mit Mauern und Gottvertrauen gegen die Feinde in der Sahara gerüstet haben.[2]) Auch neue Klösteranlagen kamen in dieser Zeit zu den früheren hinzu. Die bedeutenden Ruinen des byzantinischen Klosters in Tebessa (Theveste) in Algerien geben jetzt noch ein überraschendes Bild von der Ausdehnung solcher Anlagen, dem Reichtum der Architektur wie dem festungsmäßigen Charakter der Umfassung.[3])

Wenn so vieles geschah, um den äußeren Besitzstand der Kirche zu sichern, so fällt in eben diese Zeit auch der erste Versuch einer einheitlichen Mission, wenigstens einer christlichen Propaganda, unter den heidnischen eingeborenen Völkern. Die Initiative ging hier, wie in Nubien[4]), vom Kaiser aus. Er suchte die Einheit des Reiches auch durch die Einheit des Glaubens zu mehren, und so war ihm, wie später manchem christlichen Fürsten, die Mission im Namen des christlichen Staates ein Stück Politik. Leider wissen wir gar nichts über die Einzelheiten dieser Mission noch über die Art der Christianisierung. Man muß annehmen, daß die einheimischen Fürsten oder die Häuptlinge einzelner Berberstämme durch allerlei geistliche und weltliche Mittel (Versprechungen, Gunstbezeugungen, kirchliche Zeremonien) zum christlichen Bekenntnis veranlaßt wurden und daß dann der Uebertritt des Volkes sehr summarisch geschah. Ob auch in Afrika wie im benachbarten Szilien Heidenbekehrungen unter Hochdruck stattfanden[5]), läßt sich

[1]) Evagrius, historia ecclesiastica IV, 18. — [2]) Diehl, a. a. O. S. 420 ff.
[3]) Abbildung und Beschreibung von Diehl a. a. O. S. 430 ff.
[4]) Vgl. Jselin, Das christliche Mohrenland in Ev. Missions-Magazin IX, 1915
[5]) Findet sich aber ein heidnischer Bauer von solcher Verblendung und solchem Eigensinn, daß er auf keine Weise sich herbeiläßt, zu dem Herrn zu kommen, so soll

nicht beweisen. Doch lobt Papst Gregor der Große in einem Briefe (Nr. 75) den Exarchen von Afrika, Gennadius, daß er den Krieg nicht einfach führe aus Lust am Blutvergießen, sondern im Bestreben, das Staatswesen zu mehren und „damit Christi Namen durch die Predigt des Glaubens sich bei den unterworfenen Völkern verbreite". So drang das Christentum südlich vor bis zur Oase Augila (Audjila). Die heidnischen Tempel daselbst wurden zu christlichen Kirchen umgestaltet. Mit der Zeit bekannten sich auch die Garamanten in Fezzan zum Christenglauben. In Mauretanien wissen wir von christlichen Gemeinden in Pomaria (Tlemsen) und Altava (Lamoricière), also im westlichen Algier unter berberischer Bevölkerung. Und hinter der Atlas-Kette, in der Nähe des jetzigen Tiharet (Provinz Oran) bezeugen heute noch merkwürdige, mit christlichen Symbolen geschmückte Pyramiden die Existenz einer einstigen mächtigen christlichen Dynastie aus den berberischen Landesbewohnern. „Die Völker, welche bisher nicht durch Waffengewalt überwunden worden waren, die sind nun durch die Glaubenslehren gewonnen worden", sagt ein christlicher Dichter.[1]) Bei aller dieser Christianisierung wird man freilich nicht eigentlich eine Bekehrung im tieferen sittlich-religiösen Sinne voraussetzen dürfen. Der „Glaube" bestand vorwiegend in „Bekenntnis"; nahm man dieses in irgend einer offiziell vorgeschriebenen Form an, so bedeutete solches den Uebergang zum Christentum, ganz gleich wie später zum Islam. Erst durch einen dauernden Zusammenhang mit dem in Kirche und in Einrichtungen wirkenden christlichen Geist kam es nach und nach zu einer eigentlichen Christianisierung. Da dieses Zeit und ein gewisses Maß von christlichem Leben in der Kirche voraussetzt, so ist der Uebergang solcher neugewonnener Berberstämme zum Islam ein oder zwei Generationen später sehr leicht möglich gewesen. Aber es waren leider im Leben der afrikanischen Christenheit betrübende Erscheinungen anderer Art vorhanden, welche auf den Beobachter draußen nur abschreckend wirken konnten.

Ein großes Unglück für das Land war, daß Afrika rein als Untertanenland verwaltet wurde, ohne eigene Politik und ohne daß das Landesinteresse in den Vordergrund gestellt wurde. Das hing zum großen Teil damit zusammen, daß die eigentliche eingeborene Einwohnerschaft dem Staatsleben fern blieb, während der sog. römische Bürger nur sein Interesse und wiederum der Beamte das fiskalische Interesse verfolgte. Die ganze Verwaltung lief je länger desto mehr hinaus auf ein aufsaugendes Steuersystem. Schon unter Roms Herr-

man ihn so sehr mit Steuern belasten, daß ihn die Strafe antreibt, schleunigst den rechten Weg einzuschlagen. Bei Gregor d. Gr. Briefe Nr. 26.

[1]) Coripus, In laudem Justini 1, 21 (ed. Partsch).

schaft hatte Salvian geklagt: „Der Richter bestraft bei einem andern die Unterschlagung, obschon er sie selbst begangen hat; er straft die Plünderung der Wohnhäuser, dafür saugt er selbst Städte und Provinzen aus. Die Niedrigen und Armen sind zum Gehorsam gezwungen, und sie trifft schwere Strafe, wenn sie nicht gehorchen; sie leiden vor allem unter den öffentlichen Erlassen und Steuern. So werden trotz allen Gesetzen, trotz der geregelten Verwaltung die größten Ungerechtigkeiten begangen, indem die geringeren Leute das als etwas Heiliges achten sollen, was die Mächtigen als etwas Bedeutungsloses und Nichtiges mit Füßen treten."[1]) Aber das war bloß ein Vorspiel zu der byzantinischen, zum System ausgebildeten Ausplünderung der Landbewohner durch Steuern und Steuerpächter.[2]) Die Steuer ist Mittel und Endziel der Regierung, Ursache und Lebensprinzip der Verwaltung. Sie ist notwendig, um das Land zu verteidigen, die Armee und die Festungen zu unterhalten, den eingeborenen Fürsten geheime Pensionen zu bezahlen. Um Steuern zu beziehen und sie zu vermehren, dazu muß man das Land verteidigen.[3]) Jetzt wurde es bittere Wahrheit, was hundert Jahre früher Salvian, der unerbittliche Zensor seiner Zeit, geschrieben hatte: Man hält die Armen gar nicht für Steuerzahler, wenn man ihnen nicht ein Uebermaß von Steuern auferlegt hat. Es ist nur ein Wunder, daß nicht alle Dürftigen und armen Steuerzahler fliehen. Einzig der Umstand hält sie zurück, daß sie nicht zugleich mit ihrer Familie auch ihre kleine Habe und ihre Hütte mitnehmen können.[4]) Aber es kam tatsächlich jetzt so weit. Die Landbauern verzogen sich, teils nach Europa, teils hinaus in die unabhängigen Nachbargebiete. Das Schwinden des Nährstandes, das Vorwiegen des Wehrstandes und des Beamtenstandes und schließlich das Vordringen der Nomadenstämme, es hing alles zusammen. An Stelle des Land- und Gartenbaus trat das Weideland, der zeltende Hirte. Unmerklich, manchmal aber sehr unheildrohend, drang das berberische Element im eigentlichen Reichsland vor. Es gab Zwischenfälle, Ueberfälle, wodurch der friedliche Bauer von seiner Ansiedlung vertrieben wurde; in Folge davon militärische Straferpeditionen, welche meist nur einen vorübergehenden Erfolg hatten und die nationalen Gegensätze mehrten. Draußen einigten sich da und dort mehrere Stämme zu eigenen selbständigen Barbarenreichen und wurden gefährliche Nachbarn. Schon mußte Byzanz mit ihnen verhandeln, um sie zu einer wohlwollenden Neutralität zu veranlassen. Ihre Fürsten wurden etwa feierlich als Vasallen der kaiserlichen Majestät in Eid und Pflicht genommen und erhielten als

---

[1]) De gubernatione Dei VII, 21. (§ 91 ff.) — [2]) Diehl a. a. O. S. 500 ff.
[3]) M. Caudel, Les premières invasions Arabes dans l'Afrique du nord, in Journal Asiatique IX, 13 S. 128 ff. — [4]) Salvian a. a. O. V, 8. (§ 38.)

Zeichen ihrer Lehensherrlichkeit den silbervergoldeten Herrscherstab, ein Silberdiadem und den weißen Kommandomantel mit goldener Schließe, zudem ein weißgesticktes Kleid und Schuhe mit Goldschnallen. Gegen Bezahlung einer jährlichen Subsidie von seiten des Reiches verpflichteten sie sich zu gewissen militärischen Hilfeleistungen und zum friedlichen Verhalten ihrer Stämme. So begann das gefährliche System der Subsidien solcher Reiche, die man aus eigener Kraft nicht mehr zu beherrschen vermochte. Daraus folgte die Kriegführung mit gemieteten und bezahlten Berbertruppen und schließlich das Ausspielen des einen Stammes gegen den andern und die prinzipielle Verhetzung der mächtigsten gegen einander, um wenigstens von der Zwietracht zu profitieren. Aber alle diese Politik war ja im tiefsten Grunde dem Wohl des Landes selbst nachteilig und erforderte stets gesteigerte finanzielle und militärische Leistungen.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts führte die staatliche Kirchenpolitik eine neue Schwächung des afrikanischen Christentums herbei. Bei der engen Verbindung von Staat und Kirche im byzantinischen Reiche war der Kaiser oder sein Stellvertreter auch Beschützer des rechtgläubigen Bekenntnisses. Die von Byzanz aus dekretierte Fassung des orthodoxen Glaubens von der Person Christi hatte schon die ägyptische und morgenländische Kirche von der Großkirche abgesprengt. Beinahe wäre es auch in Afrika zu einer Trennung gekommen. Wurde schließlich dieses Aeußerste auch verhütet, so war doch der Glaube an die Kirche — und das war fast gleichbedeutend mit dem christlichen Glauben überhaupt — in manchen erschüttert. Da brach in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts der alte Streit über die Natur des Wesens Christi in etwas anderer Form wieder aus. Ein Versöhnungsversuch des Kaisers führte, wie es in aufgeregten Zeiten leicht vorkommt, zu neuen Mißverständnissen und den sogenannten monotheletischen Zwistigkeiten. Nach Afrika wurde der Streit durch die aus dem Osten vor den Arabern geflohenen monophysitischen Christen Syriens und Aegyptens getragen. Bald war Klerus und Volk dadurch in Aufregung versetzt. Man vergaß die eigene Gefahr und stritt sich mit höchster Erbitterung über die Fassung des Glaubens. Ueber hundert Bischöfe Nordafrikas hatten eine Eingabe an den Kaiser Constans II. unterzeichnet, worin sie den Kaiser als berufenen Verteidiger des orthodoxen Glaubens aufforderten, die neue Irrlehre zu unterdrücken und die Glaubenseinheit wieder herzustellen. Zu gleicher Zeit jedoch hatten sie sich in einem zweiten Schreiben an den Papst Theodor gewendet, weil in Rom die eigentliche Quelle der Wahrheit sei, aus der die Kirche ihre Lehren schöpfen müsse. Da nun gerade von Konstantinopel aus, dem Sitze der kaiserlichen Regierung, die monotheletische

Lehrfassung gutgeheißen und empfohlen wurde im wohlgemeinten Bestreben, die Lostrennung der Monophysiten von der Reichskirche soweit als möglich aufzuheben, so kam die orthodoxe Kirche Afrikas in einen Glaubensgegensatz zu ihrem weltlichen Oberhaupt und suchte um so mehr Anlehnung an die geistliche Autorität des Papstes. Schon wurde das Unglück der Zeit, das Vordringen der Perser in Mesopotamien und die Niederlage der kaiserlichen Truppen durch die Araber in Aegypten, der Ketzerei des Kaiserhauses in Byzanz zur Last gelegt. Tatsächlich bereiteten diese konfessionellen Streitigkeiten den Abfall vom Reiche vor. Gregorius, kaiserlicher Präfekt der Provinz Afrika, benützte die vorhandene Spannung gegen den Kaiser zu persönlichen und politischen Zwecken und erklärte sich für unabhängig. Er gewann den Großteil der römischen Afrikaner für sich und bedeutende berberische Stämme und bildete sich so ein unabhängiges Reich, wobei er 646 zu größerer Sicherheit sein Hauptquartier in die große, reiche, im Innern des Landes gelegene Stadt Suffetula (Sbeitla) verlegte. Aber wenig später erlag er im Kampfe gegen die Araber, und die Schlacht bei Suffetula machte seiner Herrschaft und seinem Leben ein Ende im Jahre 647.

Dieser erste größere Vorstoß der Araber nach Westen von Aegypten und Tripolis aus, das sie schon ein paar Jahre früher besetzt hatten, war vorerst ein bloßer Raubzug. Der siegreiche Feind überschwemmte mit seinen Reiterhorden das wehrlose Land und plünderte es aus, bis die Einwohner sich mit einem ungeheuren Lösegeld und dem Versprechen jährlicher Tributleistung den Abzug der Araber erkaufen konnten. Jetzt gelang es allmählich der Regierung in Byzanz mit Hilfe der Flotte die verlorene Provinz wieder zu besetzen, aber einzelne Stücke waren schon nicht mehr zu gewinnen, sei es, daß sich die Berberstämme unabhängig gemacht hatten, sei es, wie in Süd-Tunesien, daß sie in die Interessenzone der Araber gefallen waren, die von Aegypten aus versuchten, ihre Herrschaft nach Westen auszudehnen. Der Statthalter dieser Provinz, Okba ibn Nafi, versuchte in einer ganzen Reihe heftiger Angriffe die Eroberung Nordafrikas, aber dem vereinigten Widerstande der Byzantiner und der Berber gegenüber vermochte auch er keine dauernden Erfolge zu erreichen. Aber immer mehr trat eigentlich das einheimische Berberelement in den Kampf. Man kämpfte weniger mehr um die Macht als um die Heimat. Die Byzantiner zogen sich auf die zweite, innere Verteidigungslinie zurück, während die Berberstämme sich zu einem Schutzbündnisse zusammenschlossen und Keirowan[1]), den früheren Stützpunkt der Araber in Süd-Tunesien,

[1]) Der Name bedeutet eigentlich „befestigtes Lager" und gibt also Auskunft über die erste Entstehung dieser später so berühmt gewordenen Araberstadt.

zum Zentrum ihres Widerstandes machten. Als dann durch den Tod ihres Königs Kozeila der Bund auseinanderfiel, war es eine Fürstin, Damia, die Königin des Aures-Gebirges, welcher es gelang, die Berber im Osten und Westen zu einigen, um in Verbindung mit dem Rest der christlichen Kolonisten die Araber von Afrika fernzuhalten.[1])

Nach einem ersten siegreichen Vorstoß der Araber gegen Karthago 695 erlitten sie einen Rückschlag durch die griechische Flotte und eine schwere Niederlage im Aures-Gebirge durch die Berber. Im Verlaufe der Jahre 698 bis 703 wurden nacheinander fünf heftige Anstürme der Feinde siegreich zurückgeworfen. Das sechste Mal scheiterte der Heldenmut und die politische Weisheit der Kahêna an der Zwietracht der Stammesfürsten. Sie hatte es für nötig erachtet, um dem Feinde die Verproviantierung zu verunmöglichen, das eigene offene Land in eine Wüste zu verwandeln. Da wurde sie von einigen Häuptlingen im Stiche gelassen, die sich nicht zu einer solchen äußersten Maßregel verstehen wollten. Mit ihren treugebliebenen Truppen warf sie sich in das alte römische Amphitheater von Thysdrus (El-Djem) und leistete bis zum Aeußersten Widerstand gegen die Uebermacht des feindlichen Generals Hassan. Schließlich, als sie sah, daß keine Hoffnung auf Sieg übrig blieb, soll sie ihre Söhne dem heranrückenden arabischen Feldherrn zugesandt haben mit der Weisung, in dessen Lager den Islam anzunehmen. Sie selbst aber machte einen letzten Ausfall, um einen ruhmvollen Heldentod zu finden. „Wer wie ich über Christen, Araber und Berber geherrscht, muß als Königin sterben." Noch 600 Jahre später kennt man den „Brunnen der Prophetin" im Aures-Gebirge, wo die letzte Verteidigerin der Freiheit Afrikas ihr Ende gefunden hatte.[2])

9. Der Untergang des Christentums in Nordafrika.

Der neue Glaube. Toleranz und Intoleranz des Islam in Theologie und Praxis. Abwanderung, Abfall und Ausrottung. Gläubige und Ungläubige. Christentum und Islam. Berber und Christentum.

Der christliche Glaube ist durch das Eindringen der Araber in Nordafrika nicht einfach ausgerottet worden. Er ist unter den neuen ungünstigen Verhältnissen und infolge mangelnder Lebenskraft nach und nach ausgestorben. Dabei ist für die eigentliche Ergründung der

[1]) Diese Königin wird auch Dihia genannt, die Tochter des Tabetas, des Sohnes Enaks, Herrscherin der zenatischen Djeráûa im Aures-Gebirge. Nach einer Ueberlieferung war sie eine Christin; größer ist aber die Wahrscheinlichkeit, daß ihr Stamm, und demnach auch sie selbst, jüdischen Glaubens war. Die Bezeichnung Kahêna könnte im Punischen „Priesterin" oder „Prophetin" bedeuten, aber ebensogut auch „Priesterstochter". Vgl. Mesnage, II S. 102, 119 ff.

[2]) A. Müller, Der Islam. 1885. I. S. 421. Vgl. El Bekri im Journal Asiatique 1858 S. 463, 487 f. u. 1859 S. 78 (V. Serie, B 12 u. 13).

Ursachen solches Untergangs die Frage nach dem Verhältnis zwischen Christentum und Islam wie zwischen Christentum und Berbertum wichtiger als die rein statistische Feststellung des Tatbestandes einer immer kleiner werdenden Christenheit. Ohnehin ist diese letztere nur sehr lückenhaft zu ermöglichen auf Grund zufällig erhaltener Bischofslisten oder eben so zufälliger Notizen arabischer Chronisten und Geographen. Weder aus Afrika selbst noch sonst aus einem christlichen Lande hören wir ausführliche Schilderungen vom Rückgang der einst so blühenden Provinz der Kirche. Anfänglich wurde überhaupt der Sieg und die neue Herrschaft der Araber nur als politische Katastrophe empfunden, als Zusammenbruch des römischen Reiches im Südwesten, besonders weil kurz vorher der äußerste Osten durch die Ausdehnung der Persermacht unter Khosru Anoscharwan bedroht war. Es war dem oströmischen Kaiser Heraklios zwar gelungen, diesen Vorstoß der Perser, der sogar Konstantinopel bedrohte, nicht bloß abzuwehren, sondern sogar durch schlaue Maßregeln, durch Aufhetzen der Khazaren von der Wolga her und dann durch Begünstigung eines aufrührerischen persischen Feldherrn und schließlichen Kronprätendenten, die Perserherrschaft gründlich zu erschüttern, aber gerade dadurch wurde der Araberherrschaft der Weg nach Vorderasien eröffnet. Nicht ohne Grund sagte man darum, daß die Selbstüberhebung des Kaisers Heraklios und seine Gewalttätigkeit gegenüber den syrischen (jakobitischen) Christen das Strafgericht Gottes herbeigeführt habe in der Gestalt des Arabereinfalls.[1]) Die unterdrückten Konfessionen begrüßten anfänglich die Araber als ihre Befreier.[2]) Besonders in Vorderasien spielten die Konfessionsstreitigkeiten eine bedenkliche Rolle beim ersten Auftreten des Islam. Jede Richtung, die Monophysiten wie die Nestorianer und wie die Chalcedonenser suchten anfänglich die Gunst der herrschenden arabischen Statthalter zu gewinnen. Den koptischen Monophysiten war der islamitische Glaube sympathischer als der verhaßte orthodoxe, welcher Gott (Christus) in zwei Naturen teilt und so eine Vielgötterei schafft. Die Araber wiederum hatten aus demselben Grunde mehr Vorurteile gegen die orthodoxe katholische Richtung. Gerade diese aber war die offizielle Kirche in Nordafrika. Da zudem das griechische Christentum frühe schon mit Kreuzesverehrung und Mariolatrie verbunden und das Bilderwesen ebenfalls sehr entwickelt war, so mußte sich ein Gegensatz zwischen den rein unitarischen Muslim und diesen Bekennern des Christenglaubens leicht einstellen. In den ersten Zeiten der Invasion hört man freilich nichts von den Glaubens-

[1]) Michael Syrus (gest. 1199) s. Journal Asiatique 1849 S. 323. Aehnlich Johannes von Nikiu (VII. Jahrh.), zitiert bei Diehl, a. a. O. S. 553.

[2]) Weil, Geschichte der islamitischen Völker. 1876. S. 143.

gegensätzen. Ein Bischof der christlichen Araber um Hirta, südwestlich von Babylon, Gregor († 724), der an Bildung den besten Kirchenlehrern seiner Zeit ebenbürtig war und in unmittelbarster Berührung mit den islamitischen Arabern leben mußte, unterläßt in seinen Briefen auch jede Anspielung auf die neue Religion.[1]) Offenbar waren damals die Bekenner des Evangeliums noch völlig unfähig, die arabische Bewegung nach ihrer religiösen Tragweite zu würdigen. Aber etwa hundert Jahre später erfahren wir aus noch erhaltenen Abhandlungen eines Bischofs von Charrân in Mesopotamien,[2]) daß die christlichen Kirchenlehrer sich besonders zu verteidigen suchten hinsichtlich der Bilderverehrung und ihres Gottesbegriffes gegenüber „den Gegnern des Christentums und denen, welche vorgeben, ein von Gott geoffenbartes Buch (den Koran) zu besitzen." Man merkt aber auch aus der Zurückhaltung und Vorsicht, mit welcher dabei gegen die muslimischen Bildergegner polemisiert wird, daß die Christen sich hüten mußten, die Glaubensgegensätze allzu schroff herauszukehren und die Toleranz der Machthaber zu verscherzen.

In der Theorie war von Anfang an der Islam gegenüber den Christen wie den Juden duldsam; sie sind die „Leute des Buches" (der Bibel) und als solche grundsätzlich zu unterscheiden von den „Muschrikin", den Götzendienern. Während für die letzteren nur die Alternative bleibt: Bekehrung zum Islam oder Tod, so fordert der Koran, daß die Leute des Buches zwar sich den Gläubigen unterwerfen und als Zeichen ihrer Untertänigkeit den Tribut bezahlen, aber dann als Schutzbefohlene ihres Glaubens leben dürfen. Allein der gleiche Koran enthält auch Stellen, die jeglicher Glaubensverfolgung Vorschub leisten können.[3]) Zudem macht die Pflicht des Glaubenskrieges (Dschihâd), das Zusammenfallen von Religion und Nationalität, von Kirche und Staat, ganz besonders in Nordafrika diese Toleranz, die ja eigentlich doch nur auf Verachtung gegenüber den minderwertigen beiden übrigen monotheistischen Religionen beruht, ziemlich illusorisch. Und überdies lag immer die Ausrede nahe, auch die Christen um ihrer Bilderverehrung und des Dreieinigkeitsdogmas willen, den Götzendienern und Heiden gleichzustellen. Indessen war ja natürlich in all dem die Praxis entscheidend, und diese war hier wie anderwärts in der muhammedanischen Welt zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Lag es im Interesse der Herrschernation, die unterworfenen „Dsimmis" gut zu behandeln, dann durften sie ihren Kultus unter gewissen einschränkenden Bedingungen ausüben, ihre Kirchen und Synagogen be-

[1]) Vgl. Nyssel, Georg's, des Araberbischofs Gedichte und Briefe. 1891.
[2]) Vgl. Graf, Die arabischen Schriften des Theodor Abu Qurra. 1910.
[3]) Mesnage, a. a. O. II. S. 253 ff.

nützen und ihre religiösen Verbände unter der Leitung eines Bischofs, Metropoliten oder Patriarchen beibehalten. So erfreuten sich manchmal besonders nichtorthodoxe Fraktionen einer größeren Freiheit unter der Herrschaft des Islam als vorher unter dem Szepter des byzantinischen Herrschers. Freilich waren sie dann auch die bloß geduldeten, den Gläubigen niemals gleichgestellten, Kopfsteuer und Grundsteuer bezahlenden, schonungslos der Willkür der Statthalter preisgegebenen Untertanen. Man konnte auch so ihnen ihren Glauben erschweren und verleiden, sie mit einschränkenden, demütigenden Maßregeln schikanieren und sie durch Steuerdruck oder Rechtsverweigerung zur Verzweiflung treiben.[1])

Daß im Anfang der Eroberung vielfach Gewalt entscheidend war, muß fast als selbstverständlich vorausgesetzt werden; überdies wird ausdrücklich bezeugt, daß die arabischen Feldherren allesamt, Okba, Musa und Hassan, die Besiegten mit Gewalt zwangen, Muslime zu werden. Wo sich indessen christliche geschlossene Gemeinschaften befanden, wurde ihnen gleich den Juden gegen Entrichtung des „Charadsch" (der Grundsteuer) und der „Dschizja" (der persönlichen Kopfsteuer) freie Religionsübung in bedingtem Maße zugestanden. Ausdrücklich werden dabei Stadtgegenden wie Tunis, Tozeur und Nefta (Südtunesien), Biskra und Tobna (westlich des Aures-Gebirges) genannt[2]), wobei ähnliche Verhältnisse in Nordtunesien und Algerien vorausgesetzt werden dürfen. Aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts erfahren wir durch noch erhaltene Verzeichnisse, daß um diese Zeit in Nordafrika noch 30 bis 40 Bischofssitze gezählt wurden, gegenüber 150 bis 200 um die Wende des 6. Jahrhunderts. Aber im 11. Jahrhundert (im Jahre 1053) werden nur mehr fünf namhaft gemacht, davon drei in der Umgebung von Karthago selbst, und auch weitere Andeutungen über Christengemeinschaften in Mauretanien und im Aures-Gebiete führen höchstens zu einer Wahrscheinlichkeit von im Ganzen zehn Bistümern für ganz Nordafrika.[3]) Wie sehr die Gemeinden im Verlaufe der Zeit zusammengeschmolzen waren, kann man sich vorstellen an den

[1]) Nach den Bestimmungen, welche Omar bei der Kapitulation von Jerusalem festsetzte, dürfen die Andersgläubigen nicht das Buch Gottes mißbrauchen, nicht den Propheten oder den muhammedanischen Kultus schmähen, nicht muslimische Frauen berühren, nicht die Gläubigen zum Abfall verführen, noch deren Gut und Leben nachstellen und die Feinde des Islam unterstützen, ansonsten sie schutzlos werden. Außerdem müssen sie besondere Kleidung tragen, ihre Häuser dürfen nicht höher sein als die der Gläubigen, sie dürfen nicht laut die Glocken läuten, noch die Schrift rezitieren, nicht öffentlich Wein trinken, nicht Kreuze und nicht Schweine blicken lassen, nicht laute Begräbnisfeierlichkeiten veranstalten, auch ist ihnen Waffentragen und Pferdereiten untersagt.

[2]) Die betreffenden Stellen aus Ibn Chaldûn, El Bekri usw. bei Mesnage, II. S. 262 ff. und bei Diehl, S. 590.

[3]) Mesnage, a. a. O. II. S. 184 ff. 219, 221.

Ueberresten der schon erwähnten Hauptkirche von Karthago, einst einer neunschiffigen Basilika, später umgewandelt, umgebaut und auf einen Sechsteil der ursprünglichen Anlage verkleinert. Auch für die einst neunschiffige Kirche im alten Tipasa (westlich von Algier) ergaben die Ausgrabungen, daß in späterer Zeit bloß noch drei Schiffe benützt wurden. Am Ende des 12. Jahrhunderts war die alte christliche Kirche von Afrika verschwunden. Auch das einst so blühende Karthago selbst war eine Trümmerstätte geworden. „Es ist dort keine lebende Seele mehr; die Bewohner von Tunis besuchen mehr aus Neugierde als aus Ehrfurcht noch jenen Platz."[1]

Abwanderung, Abfall und Ausrottung hat beim Untergang dieser Reste alten Christentums mitgewirkt. Gewiß war grundsätzlich eine Duldung gegenüber den Bekennern des Christenglaubens Staatsmaxime, schon darum, weil nur durch die reichen Steuern der Unterworfenen die Ausdehnung und Befestigung der Herrschaft der Gläubigen möglich war. Unter dem ersten Chalifen aus dem Geschlechte der Omajjaden, Muawija (641—661), genossen die Christen so weitgehende Freiheiten, daß manche Muslime daran Anstoß nahmen. Man erzählte sich, der Beherrscher der Gläubigen sei selbst nach Golgatha gepilgert und habe sich daselbst niedergeworfen und gebetet, und weiter nach Gethsemane und hinab zum Grab der seligen Maria, wo er wieder ein Gebet verrichtete.[2] Aber es gab auch Fürsten von strengster islamitischer Observanz aus der gleichen Dynastenfamilie, wie Omar II. (717—720), der dadurch für den Glauben Propaganda machte, daß er auf den Uebertritt zum Islam eine Belohnung setzte durch die Befreiung von Tribut, und andererseits die bekenntnistreuen Christen und Juden mit schikanösen Vorschriften über Kleidertracht und öffentliches Auftreten drangsalierte. Sein Nachfolger, Jezid II. (720—724) ging noch weiter und verbot den öffentlichen Gebrauch der Kreuze und Bilder. Dadurch wurden viele Christen zur Auswanderung veranlaßt, während andere ihren Vorteil durch den Uebertritt zum Glauben an den Propheten suchten. Eine eigentliche Glaubensverfolgung erging über die Christen in Marokko, wo sich um das einstige römische Volubilis, Walili, (bei Fez) ein eigenes Reich bildete seit 788. Der Gründer derselben, Idris II., rottete unterschiedslos Heiden, Juden und Christen aus, welche nicht das Bekenntnis zu Allah annehmen wollten. Seit dieser Zeit verschwindet das Christentum aus dem äußersten Westen (Maghreb), das dort einst in den Handelsstädten am Meere und sogar im Vorland des Atlas Fuß gefaßt hatte.[3] Andere

[1] Journal Asiatique 1854 B 65, S. 144. (nach El Abdery).
[2] R. Hartmann, Palästina unter den Arabern. 1915. S. 19.
[3] Ein Verzeichnis der Bischofsitze in Mauretania Tingitana (darunter Mogador, Saleh, Arzilla, Agadir, Tetuan, Bocanum Hemerum bei Marrakesch) bei L. Mas

größere Reste der einstigen Christenheit gingen durch den Fanatismus des Gründers des Almohaden-Reiches in Nord-Afrika, Abd-el-Mumen, zugrunde. Dieser Berberfürst, der seine Herrschaft im Süden von Marokko begann (1132) und sie schließlich in Tripolis endigte, und dabei Hunderttausende niedermetzelte, rottete erbarmungslos alle Christen aus, welche nicht zum Islam übertraten, so diejenigen von Tlemsen (in West-Algerien, dem alten Pomaria), Bougie und Tunis.[1]) Dann warf er sich auf die an der Ostküste von Tunis gelegenen Hafenstädte, welche damals unter der Oberherrschaft des Königreiches Sizilien standen. Er belagerte elf Monate lang die Stadt Mehdia (Mahadia) und stellte die Einwohner vor die Wahl: Tod oder Islam. Einige konvertierten, viele wurden getötet, der größte Teil aber hielt sich in der Festung und war entschlossen, lieber sich unter den Trümmern begraben zu lassen, als dem Glauben abzuschwören. Da zu befürchten war, daß die Christen blutige Vergeltung nehmen würden an den in Sizilien befindlichen Muslim, so gewährte schließlich der Emir den Christen freien Abzug nach Sizilien.

Hier ist es nun von Bedeutung zu erkennen, wie das feindselige Verhalten des Ostens gegenüber den Christen weder lediglich bedingt war durch die Persönlichkeiten noch durch die zufälligen Umstände, sondern wie sich im Verlaufe der Jahrhunderte und im Zusammenhang mit den geschichtlichen Ereignissen überhaupt das Verhältnis zwischen Christenheit und islamitischer Welt verändert hatte. Zwar nicht im religiösen Bekenntnisse, obschon sich dies auch dort schließlich geltend machte, aber im Urteil und Bewußtsein der Völker. Seit dem 11. Jahrhundert begann der Vorstoß des christlichen Abendlandes gegen den Islam, im Westen, in Spanien, durch die Bildung und das Erstarken christlicher Königreiche Leon, Castilien und Aragonien; im Süden, in Sizilien und Tunis, durch die Normanen; im Osten durch die Kreuzzüge. Auf dem nordafrikanischen Schauplatz machte sich dies vor allem geltend durch das Vordringen christlicher Reiche über die Länderbrücken, der Normannen unter Ro-

---

Lairie, Anciens évêchés de l'Afrique septentrionale im Bulletin de correspondence Africaine V. 1886 Fasc. I-II. S. 96 f.

[1]) Ueber die große Handelsstadt Tlemsen berichtet El Bekri (1068): „Man findet daselbst die Ruinen mehrerer alter Denkmäler und die Reste einer christlichen Bevölkerung, welche sich bis auf unsre Tage erhalten hat. Auch gibt es dort eine Kirche, welche noch von den Christen besucht wird. In diesen Ruinen entdeckt man oft verborgene Schätze." (Journal Asiatique V. Serie, B XIII, S. 135. Vgl. auch Barges, Sur la ville de Tlemcen, ib III. Serie, B II. S. 19 ff., der auf die Geschichte der späteren christlichen Kolonie daselbst im 16. Jahrhundert eingeht und darauf Bezug nehmend mitteilt, daß man in der Umgebung von Tlemsen und Oran noch Stämme finde, welche eine Erinnerung aufbewahrten an die Zeit, wo die Christen einen Teil des Landes besetzt hielten und der Handel mit ihnen blühte. Nach Leo Africanus († 1526) sprachen einige Stämme um Tlemsen seinerzeit auch spanisch.

ger II. von Sizilien aus nach der Insel Djerba (1134), Tripolis (1146) und El Mehdia (1149),[1]) später der Spanier nach den Balearen (1238), Oran (1509), Bougie (1510) und Tlemsen, sowie der Vorstöße nach Tetuan (1399), Ceuta (1415) und Tanger (1437). Am folgenschwersten aber wurde für die Zukunft die Eroberung von Granada (1492). Dadurch wurde der Fanatismus der muhammedanischen Welt wachgerufen und die Volksstimmung in ganz Nordafrika für Jahrhunderte gegen die Christen erbittert. Der Raubkrieg, welcher gegen das Abendland von den berüchtigten Barbareskenstaaten geführt wurde, galt als gerechte Vergeltung für die Vertreibung der Mauren aus Nordafrika und hinderte jede Verständigung, denn sowohl den Christen wie den Muslim galt der Gegner als „der Ungläubige". Und da soll nun noch auf etwas hingewiesen werden, was aufs schwerste ins Gewicht fällt bei der zunehmenden Schärfung der Beziehungen, was aber selten gebührend beachtet worden ist, nämlich das eigentlich erstaunliche Zerrbild, das sich jede Partei von der Religion der andern gemacht hat. Hierüber informiert allerdings nicht die gelehrte, sondern die Volksliteratur.

Daß Muhammed für die christlichen Theologen „der falsche Prophet" war,[2]) ist nicht verwunderlich; diese Behauptung findet sich schon recht früh.[3]) Im Zusammenhang damit steht die Meinung, daß die Herrschaft des falschen Propheten nicht lange dauern werde, sondern ein Zeichen des nahenden Weltendes bedeute; in der Offenbarung St. Johannis erscheint eben der falsche Prophet in den letzten Zeiten. Dieser Anschauung geben verschiedene „Prophezeiungen" und „Offenbarungen" Ausdruck, die je und je in kritischen Perioden in der Christenheit herumgeboten, gelesen und gedeutet wurden.[4]) Sie

[1]) Vgl. Ibn el Athir nach Ibn Chaldûn bei Slane, Historie des Berbères B II. S. 578 ff.

[2]) Offenb. Johannis 16, 13; 19, 20; 20, 10.

[3]) Vgl. Graf, Die arabischen Schriften des Theodor Abû-Qurra, Bischofs von Harrân. 1910. S. 75.

[4]) Dahin gehört wohl schon eine Apokalypse aus Aegypten, geschrieben um 690, bei Amélineau, Monuments pour servir à l'histoire de l'Egypte Chrétienne. 1888. S. 341, und LVI f. (Mémoires publiées par les membres de la Mission Archéologique Française au Caire B IV), sodann verschiedene Versionen von Offenbarungen, die dem kleinasiatischen Bischof Methodius von Patara zugeschrieben werden, aber je nach der Fassung und Redaktion in den Zeitraum vom 7. bis 12. Jahrhundert fallen; s. Byzantinische Zeitschrift IX. 1900, S. 222/228. Aehnlicher Art sind eine persisch erhaltene sog. Apokalypse Daniels, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts (Zotenberg in Merx Archiv. I. S. 386 ff.), eine syrisch erhaltene Apokalypse des Esra (Zeitschrift für alttestamentl. Wissenschaft. 1886. S. 200 ff. (Vgl. L. E. Iselin, Apokalyptische Studien in der Theol. Zeitschrift aus der Schweiz. 1887. S. 60 ff.), eine arabisch erhaltene Apokalypse des Petrus, welche jedenfalls eine Rolle spielte bei der Belagerung von Damiette durch die Kreuzfahrer im Jahre 1219. (Vgl. Röhricht, Studien zur Geschichte des fünften Kreuzzuges 1891, und Iselin, Ursprung der Grallegende. 1909. S. 27 f.) und andere Schriften ähnlicher Fassung. (Vgl. W. Bousset, Der Antichrist in der Ueberlieferung des Judentums. 1895. S. 33 f, 37, 47 f., 69, 178 ff.)

nahmen meistens ihren Anlaß an aktuellen Bedrängnissen der morgenländischen oder ägyptischen Christenheit, fanden aber besonders seit den Kreuzzügen auch im Abendlande Verbreitung und trugen jedenfalls dazu bei, daß im Volksurteil der Islam mehr und mehr als etwas direkt Widergöttliches angesehen wurde. Dazu kam die Meinung, die Araber verehrten die Götzen und seien Heiden. Es ist ein merkwürdiger Widersinn, daß gerade diejenigen, welche am energischsten die Einheit Gottes bekannten, von den Christen als Polytheisten angesehen worden sind. In Wolfram von Eschenbachs Parzival ist von der „Heidenschaft" in Marokko und Persien, in Halap (Aleppo) und Damaskus, in Baldag (Bagdad) und Babylon (bei Kairo) die Rede, während zweifellos die Muslim in den betreffenden Ländern gemeint sind, darunter der Khalif (Baruch) von Bagdad. Der „Heide" Feirefiß, der über Sarazenen und Mohren herrscht, ruft Jupiter und Juno an.[1]) Aber auch Apollo, Pluto, Diana und andere aus der klassischen Literatur bekannte Götter wurden den muhammedanischen Arabern, Persern, Türken und Afrikanern beigelegt. Daneben werden allerlei seltsame Namen wie Ammon, Astaroth, Kahun, Apollin, Termagant, Baratzon, Noiron und besonders Machmet als Götzen angeführt, welche von ihnen verehrt werden. Im Rolandslied des Konrad, in Wolframs Willehalm und in Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden führen diese „Heiden" große Wagen mit vielen hunderten solcher Götzenbilder in die Schlacht.[2]) Die berühmte „Legenda aurea" des Erzbischofs von Genua Jacobus de Voragine (gest. 1298) berichtet: „Das gesamte Arabervolk verehrte neben „Magumet" die Venus als Göttin; daher kommt es, daß bis heute der sechste Wochentag bei den Sarazenen gefeiert wird."[3]) Uebrigens heißen noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts deutsche Pilger in der Beschreibung ihrer Pilgerfahrt ins heilige Land die türkischen Beherrscher Palästinas schlechthin „die Heiden".[4])

Aber nun wurden umgekehrt auch die Christen als Heiden, Polytheisten und Götzenanbeter taxiert und angeklagt durch die Anhänger des Propheten. Der arabische Historiker En-Noveiri heißt die Christen „Polytheisten". Sehr stark tritt diese Einschätzung hervor in der eigentlichen Volksliteratur. Es gibt eine Art türkisch-muhammedanisches Gegenstück zu den oben erwähnten mittelalterlichen abendländischen höfischen Epen und Volksromanen, das sind die „Fahrten des

---

[1]) Parzival, 1, 438 ff.; 15, 437 ff.
[2]) Vgl. Hertz, Parzival S. 544.
[3]) Ausgabe von Gräße 1846. Kap. 181.
[4]) Vgl. Bernoulli, Hans und Peter Rots Pilgerreise in den Beiträgen zur vaterl. Geschichte. Basel 1882. XI. S. 379 u. ö.

Sajjid Batthâl Ghâzi",[1]) ein alttürkischer Ritterroman voll Heldenabenteuer und Wunderstücken, größtenteils im einzelnen frei erdichtet, aber doch ein lebendiges Spiegelbild der Stimmung einer Zeit, da die osmanischen Türken in Vorderasien vordrangen und die Reste der seit den Kreuzzügen gebildeten christlichen Fürstentümer vernichteten. Als letztes Ziel und zugleich als Prophezeiung über dem Helden des Romans steht die Eroberung von Konstantinopel da. In diesem Roman werden die Christen völlig mit den Heiden und Ungläubigen indentifiziert und speziell mit den Magiern, also der dem Islam verabscheuungswürdigsten Religion. Es gilt ihnen gegenüber nur die Alternative: Annahme des Islam oder Tod. Jede Spur von Toleranz ist verschwunden. Grausamkeiten und Hinterlist werden auf beiden Seiten vorausgesetzt; als spezifische Heldentat gilt es, christliche Unterhändler zu verstümmeln und Mönche zu töten. Die Kirchen der Christen sind voll „Götzenbilder"; es ist ein besonderes Verdienst des gläubigen Muselmanns, solche wegzunehmen und zu vernichten oder das Taufwasser auszuschütten. Den Ritus der Aufnahme in die christliche Kirche dachte man sich so, daß der Neophyt in die Kirche geleitet, dort von Mönchen mit dem Taufwasser gewaschen wurde, mit einem absynthfarbenen Gewand gekleidet, einer Kapuze und einem christlichen Gürtel angetan wurde, worauf er sich vor dem Götzenbild zum Gebet niederwarf, nachher Schweinefleisch genoß und dergl. Daß bei solchen Vorstellungen im Volke in der Praxis nur größte Intoleranz bestehen konnte, liegt auf der Hand.

Auch in dem türkischen, vorher indopersischen Märchenbuch Tuti-Nameh wird vorausgesetzt, daß in dem Tempel (der Kirche) in Konstantinopel ein großes goldenes Götzenbild stehe.[2]) In den umfangreichen arabischen Ritterroman „Geschichte des Königs Omar en-Noomân", welcher in der Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" enthalten ist und in seinen späteren Teilen bis in die Zeit der Kreuzzüge reicht, werden „die Nazarener" als Heiden und „Ungläubige" bekämpft, als „Fälscher des Evangeliums", „Hunde" und „Schweine" beschimpft; ihr Feldgeschrei wird als Ruf des Unglaubens,

[1]) Uebersetzt von H. Ethé. 1871. Nach der Volksauffassung gehörte zum Christentum: Weintrinken, Schweinefleischessen, den Muselmanen den Hals abschneiden, Bilderverehrung, Waschung mit Weihwasser. So in den Contes Persans i. Bibliothèque de l'Université de Liège XIX. S. 263. 1910. In den Märchen von 1001 Nacht werden die Christen charakterisiert als die dem allwissenden Gott Gefährten zugesellen, das Kreuz verherrlichen, Götzenbilder anbeten und an die Gottheit Jesu glauben, der doch ein Geschöpf war (894. Nacht). Der Auftrag an den Helden Batthal lautet: Zerschlage die Lampe im Tempel in Stambul, die seit Jesu Zeiten daselbst brennt, und nimm das Götzenbild aus rotem Gold, dessen Inneres ausgehöhlt und mit Ambra und Moschus gefüllt ist und bringe es her und schütte das Taufwasser daselbst aus (a. a. O. 1, S. 77 f.).

[2]) Vgl. G. Rosen's Uebersetzung des Papageienbuches. Bd. 1, S. 70.

der Ketzerei und der Gottesleugnung hingestellt, ihr Kultus wird lächerlich gemacht und schmählich verleumdet.[1])

War diese gegenseitige feindselige Einschätzung der Christen und Muhammedaner im Mittelalter eine allgemein verbreitete, so mußte sie auf dem Gebiete von Nordafrika ganz besonders verschärft zum Ausdruck kommen. Bedeutsame Veränderungen politischer und nationaler Art trugen hierzu bei. Der Araber, auch wenn er schließlich in Nordafrika sein Nomadenleben teilweise beibehielt, wozu ihm die Region der Hochebenen und Steppen Algeriens und Marokkos reichlich Gelegenheit bot, war doch der natürliche Beschützer der ansässigen Bevölkerung, denn er erkannte, daß auf deren Landbau, Gewerbefleiß und Abgabe sein ganzes Dasein als Herrscher beruhte. Darum konnte er der Gründer geordneter Reiche werden und wenn auch nicht selbst höhere Kultur bilden, so doch solche empfangen, schützen und erhalten. Aber ihm stand das eigentliche Volkselement der Berber gegenüber. Zunächst nach der Eroberung bildeten die Araber eine herrschende Oberschicht, wie vorher Römer, Vandalen, Byzantiner. Mit der Zeit aber ging sie numerisch zurück und verlor besonders im Westen die herrschende Stellung. Zwar drang seit der Mitte des 11. Jahrhunderts eine neue Welle Arabertums von Osten nach Westen vor. Sie brachte eine Verschlechterung dieses Volkselementes; es war eine verkommene Horde aus dem Stamme Hilal, treulos, unmäßig, kulturfeindlich, fanatisch, welche aus dem Innern nach und nach in stetem Kämpfen und Rauben sich bis in die offenen Ebenen des Nordwestens vordrängte. Am allerwenigsten konnte diese Rasse dem starken Berbertum gegenüber ein Kulturelement bilden.

Der Gegensatz zwischen Araber und Berber kam im Verlaufe der Jahrhunderte mehrfach zum Ausbruch. Zuerst in dem gewaltigen Berberaufstand des Jahres 741, welcher für lange Zeit die Vorherrschaft der Araber in Frage stellte. Seit Ende des 8. Jahrhunderts löste sich das alte Mauretanien vom Khalifenreiche los und bildete unter berberischem Einfluß ein eigenes Reich oder eigene Reiche ohne eigentliche innere Einheit, aber getrennt von den östlichen Staaten, ein „Hort islamitischer Unduldsamkeit", dessen Geschichte durch Thronstreitigkeiten und Fremdenhaß charakterisiert ist. So entstanden im äußersten Westen (Maghreb el Aksa) das Fürstentum der Idrisiden um Fez und der Miknaza um Sidschilmesa (Tafilelt). Später traten an deren Stelle die mächtigen Berberstaaten der Almoraviden und Almohaden, der Meriniden (13. Jahrhundert) und Saaditen (16. Jahrhundert). Immer brachten solche Staatenbildungen Unruhen

[1]) Angeblich lautete das Feldgeschrei der Christen: „Johannes und Maria und das beschmutzte Kreuz"!

und Verfolgungen gegenüber Juden und Christen. Eine eigentliche Christenfeindschaft aber bildete sich in Nordafrika seit dem Fall von Granada im Jahre 1492 und besonders seit der durch König Philipp II. verfügten Ausweisung der Mauren oder Morisken aus Spanien. Die vertriebenen, um Hab und Gut gebrachten Flüchtlinge eröffneten aus den Küstenstädten in Nordafrika, wo sie eine Zuflucht gefunden hatten, jenen schrecklichen Raub- und Rachekrieg gegen alle Bekenner des christlichen Glaubens, der bis in die letzten Jahrhunderte angedauert hat.

Fragt man sich, wie im Einzelnen die christlichen Minoritäten verschwunden oder ausgerottet worden sind, so versagen meistens die Quellen. Nur soviel läßt sich deutlich erkennen, daß in der Mehrzahl der Uebergang vom Christenglauben zum Bekenntnis des Islam geschah ohne innere Ueberzeugung, unter dem Druck äußerer Umstände, aus Gleichgültigkeit gegenüber dem Glauben überhaupt oder aus egoistischer Berechnung. Schon der erste große Eroberer Nordafrikas, Okba, verwunderte sich über die Tatsache, daß, sobald ein Imâm, d. h. ein fürstlicher Vertreter des Islam in Afrika erschien, die Landesbewohner der Gefahr dadurch zu entgehen suchten, daß sie den Islam bekannten, aber sofort nach Abzug jenes Imâm, wieder in den „Unglauben" zurückfielen.[1]) Der Umstand, daß die Annahme des neuen Bekenntnisses Befreiung von der lästigen Kopfsteuer und überhaupt ganze oder teilweise Gleichstellung und Gleichberechtigung mit der Herrschernation mit sich brachte, war ein sehr wirksames Motiv zum Abfall vom Christentum. Aber es fehlte auch nicht an direkter und indirekter Propaganda, wodurch dem neuen Glauben neue Bekenner zugeführt wurden. Schon daß er den Sieg auf seiner Seite hatte, empfahl ihn in den Augen der Gleichgültigen. Ebenso empfahl ihn die Einfachheit des Bekenntnisses. Auch einem katechismusfesten Christen wäre es fast unmöglich gewesen, die griechischen und syrischen Wörter, welche die Hauptbegriffe der Dogmatik ausdrückten, einem Araber oder Berber deutlich zu machen und in deren Sprache wiederzugeben. Die Rechtgläubigkeit lief in der Kirche vielfach auf subtile Distinktionen und fest geprägte Kunstformeln der Kirchensprache hinaus, welche dem gemeinen Volke nicht verständlich sein konnten. Dem gegenüber stand das einfache Bekenntnis des Islam: „Es ist kein Gott außer dem Gott, und Muhammed ist der Gesandte Allahs." Die Annahme dieses Glaubenssatzes, das Aussprechen einer kurzen Formel, stempelte einen Menschen zum Bekenner des Islam; die Todesstrafe lag auf dem Rücktritt. Aber auch die wenigen kultischen Vorschriften des Gebets, Fastens und der Pilgerfahrt waren so leicht anzunehmen, daß der Uebertritt eigent-

[1]) Mesnage a. a. O. II, S. 284.

lich gar keine innere Veränderung bedingte. Doch wurde auch auf wirksame Art für den neuen Glauben Propaganda gemacht durch berufene und freie Missionare, durch Bettler und Einsiedler, durch Klöster (Ribat) und Heilige (Marabuts), einst wie jetzt.[1])

Der Islam ist eben von sich selbst schon eine Missionsreligion; das hängt mit seiner Aeußerlichkeit zusammen und mit seiner privaten Religionsübung. Das alte und das katholische Christentum dagegen schloß den einzelnen durchaus an die Kirche an und in sie ein, so daß ein einzelner Christ ohne Anschluß an eine Gemeinde fast undenkbar war. Darum sind nicht bloß viele seiner Bekenner, sondern auch ganze Gemeinden untergegangen, weil ihnen der Zusammenhang mit der allgemeinen Kirche verloren ging. Nach dem Tode des Patriarchen von Alexandrien, Johanns, des 74., im Jahre 1216, blieb der Sitz des orthodoxen Metropoliten zwölf Jahre hindurch unbesetzt, so daß keine rechtmäßigen Weihen für Priester und Bischöfe vorgenommen werden konnten. Es soll mit diesem Umstand zusammengehangen haben, daß eine Anzahl restierender christlicher Bistümer in Afrika verschwanden und ihre Gemeindeglieder zu Muhammedanern wurden.[2])

Wenn nun aus all diesen Ursachen der Untergang der einstigen christlichen Kirche als Ganzes verständlich sein mag, so bleibt doch noch die Frage zurück, warum nicht wenigstens solche Teile sich erhalten haben, die günstiger als andere gestellt waren, sei es durch Lage, sei es durch Geschlossenheit oder Abgeschlossenheit, und warum nicht hier wie anderswo[3]) wenigstens ein geheimer, verborgener Christenglaube sich hindurchretten konnte. Dies führt auf die wichtige, ja entscheidende Frage nach dem Verhältnisse der eingeborenen berberischen Bevölkerung zum christlichen Glauben.

Die Berber sind der einzige Bestandteil der einstigen Bevölkerung Nordafrikas, welcher durch die Jahrhunderte bei allem Wechsel der Zeiten und Ereignisse gleich geblieben ist. Alle anderen Völker kamen und gingen, einzig dieses Volk ist stationär geblieben. Es ist, historisch betrachtet, nicht völlig einheitlich. Die arabischen Schriftsteller unterscheiden, wie die Geschichtsforscher, zwei Schichten, eine ältere lybische, und eine spätere berberische. Die erstere bezeichnet einen blonden, blauäugigen Menschenschlag, der anderthalb Jahrtausend vor Christus schon Lybien und einen Teil von Mauretanien bewohnte, aber auch im Nil-Delta als Soldtruppen des ägyptischen Reiches angesiedelt wurde. Sie soll sich am reinsten erhalten haben unter den Ka-

[1]) Vgl. Mesnage, Bd. II, S. 172 ff. Vgl. Rohlfs, Mein erster Aufenthalt in Marokko. 1873. O. Ahrtbauer, Kreuz und quer durch Marokko. 1911. P. Genthe, Marokko. 1906.

[2]) Byzantinische Zeitschrift II. 1893. Bd. 2, S. 30.

[3]) Z. B. in Kleinasien s. Tchihatchef, Klein-Asien. 1887. S. 180.

bylen des Rif in Marokko.[1]) Die spätere Schicht, gemischt mit semitischen und asiatischen Rassenelementen, gekennzeichnet durch mehr rötlichbraune Hautfarbe, ist aus Aegypten und Aethiopien — dort wohl auch durch negroide Elemente beeinflußt? — nach Nordafrika vorgestoßen und in dem fünften Jahrhundert der christlichen Aera in Nordafrika vertreten durch die Stämme der Zenata, Luata, Nefzaua, Nefusa und Huara. Sprachlich bilden beide Gruppen ein Ganzes; das Amazigh[2]) wird noch im Rif in Marokko, in Kabylien, im Aures-Gebirge und in Enfida (Tunesien) gesprochen. Es gehört zusammen mit der altägyptischen und der koptischen Sprache und den äthiopischen Idiomen der Galla, Somali und Bedja. Diese Sprache wurde geschrieben in eigener Schrift, jedenfalls seit den Tagen Massinissas; inschriftlich ist sie bezeugt in Algerien, Tunis, in der Cyrenais und Aegypten, Marokko und auf den kanarischen Inseln. Sie wird heute noch von den Frauen der Tuareg gebraucht und „Tefinagh" genannt.[3]) Heute zerfällt die Sprache in zahlreiche Dialekte und wird durch ganz Nordafrika gesprochen bis gegen den Niger und den Senegal.

Die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Berbers sind bemerkenswert. Er ist durchschnittlich klein aber gedrungen, mannhaft und geistig begabt, aber hitzig und leicht erregbar, sehr abergläubisch, besonders wo es sich um Prophezeiungen handelt, beutegierig und grausam dem Feinde gegenüber. Einstimmig ist das ganze Altertum über die berberische Treulosigkeit. Der römische Schriftsteller Sallust im ersten vorchristlichen Jahrhundert nennt die Berber „eine unruhige, treulose Sorte von Menschen".[4]) Hundert Jahre später schreibt Tacitus: „ein unbändiges, die Umgegend brandschatzendes Geschlecht."[5]) Der byzantinische Chronist des 6. Jahrhunderts, Procopius, schildert ähnlich: „Bei den Mauren gibt es weder Gottesfurcht noch Menschenscheu; mit ihnen ist kein Friede möglich, es sei denn, daß sie aus Furcht vor dem Feinde in Gehorsam niedergehalten werden."[6]) Das Urteil der Franzosen über die unterworfenen Kabylen von heutzutage stimmt damit auffallend überein; man sagt, daß sie selbst den Leuten eigener Rasse mißtrauen, weil Familienrivalitäten und Stammeshändel stetsfort feindliche Verwicklungen hervorrufen können.[7]) Ein neuerer Be-

[1]) Ethnographisch werden sie zur Cro-Magnon-Rasse gezählt, dem dolichocephalen Menschenschlag, der in West-Europa z. B. durch die alten Iberer, die Guanchen auf Teneriffa, die Etrusker u. a. vertreten ist. (Helmolt, Weltgeschichte, Bd. 4. Randländer des Mittelmeeres. 1900).

[2]) Die Sprache heißt auch Schilcha; die Berber nennen sich selbst Cabail (Stamm).

[3]) G. Boissier, L'Afrique Romaine. 1901. S. 8f.

[4]) Bellum Ingurthinum X, 1: genus hominum mobile, infidum.

[5]) Annales II, 52: gens indomita et inter accolas latrociniis fecunda.

[6]) De bello qandalico 443.

[7]) M. Gaudel, Les premières invasions Arabes dans l'Afrique du Nord (Journal Asiatique. IX. Serie, B 13, S. 139 ff.).

urteiler findet einen inneren Gegensatz im Wesen der Berberrasse, weil dieses Volk sich, wenn einmal unterworfen, fremder Art leicht adaptierte, aber doch in tiefstem Grunde seinen Nationalgeist bewahrte wie kein anderes sonst. Er nennt sie „une rasse peu résistante et très persistante“.[1] Indessen ist nicht zu übersehen, daß alle solche Charakteristik vom Standpunkt des Eroberers und Beherrschers aus geformt ist. Es kam Römern wie Byzantinern und wie Franzosen darauf an, diese Eingeborenen ihrer Kultur-Herrschaft zu unterwerfen. Dagegen sträubten sich diese mit aller Macht in einem unbändigen Unabhängigkeitsdrang und mit dem autochthonen Mißtrauen des freien Beduinen und Landesbewohners gegen jede Art von stabiler Zivilisation und Stadtkultur. So schickt auch heute zwar der Kabyle Algeriens seine Kinder in die französischen Schulen und profitiert von allerlei Verbesserungen für seine Lebensstellung, aber er schließt sich doch dem europäischen Element nicht an, wie der seßhafte Maure oder Jude. Es ist zweifellos richtig und auf die ganze berberische Nation anwendbar, was neuerdings ein Reisender von den Ruafa, den Stämmen des marokkanischen Rif schreibt: sie verbinden sich zuerst stets mit den Neuankömmlingen gegen die bisherigen Herren. So haben einst die Berber die Vandalen, dann die Byzantiner und sogar anfangs die Araber als ihre Befreier begrüßt und hernach, als diese die Macht erhielten, sich gegen sie gewendet. So ist auch einst der Christenglaube, dann der Islam, als eine Hilfe angesehen worden, um später, sobald ein Joch daraus wurde, abgeschüttelt zu werden. Offenbar ist der Berbergeist ausgesprochen *individualistisch* gerichtet, sehr empfindlich gegen allen Zwang und jegliche Freiheitseinschränkung durch andere. Eben das mußte ihn für die Annahme eines kirchlich geforderten Bekenntnisses, wie das katholische war, ungeeignet machen, zumal ihm dieses in fremden Formen und ohne Rücksicht auf seine Heimatsprache aufgedrängt werden sollte. Aber wenn ihm ein mehr protestantisch gerichtetes, durch Gewissensfreiheit ausgezeichnetes und an einer Person wie Jesus anschaulich gemachtes Christentum angeboten worden wäre? Es gibt auch ganz *günstige Urteile* über die Eigenart des Berbergeistes. *Ibn Chaldûn*, der größte arabische Historiker († 1406) rühmt nicht bloß den Geistesadel, die Tapferkeit, die Festigkeit in der Not, sondern auch die Treue im Halten von Verträgen und Versprechen, die Milde und Nachsicht gegen die Fehler anderer, die Güte für die Unglücklichen, die Ehrfurcht dem Alter gegenüber, die Gastfreiheit, den Edelmut, Freiheitssinn und die Religiosität dieses Volkes.[2] Auch andere unabhängige Urteile aus neuerer Zeit lauten durchaus nicht ungünstig. Die Berberfrau wird

[1] *Slane*, Histoire des Berbères, B 1, S. 199.
[2] *Boissier*, a. a. O. 359.

als gemütsreich und intelligent geschildert, der Berber im allgemeinen als arbeitsam, sparsam, konservativ, aber hoffnungsreicher für die Zukunft als der Durchschnittsaraber.[1])

Die katholische wie die evangelische Mission der Neuzeit, der bisher Nordafrika fast ganz verschlossen gewesen ist, rechnet mit dem gesunden Familienleben jener Nation und mit der Möglichkeit, die Frauenwelt christlich zu beeinflussen.[2]) Tatsächlich hat gerade letztere am ehesten tiefere Gemütsbedürfnisse und ist auch s. Z. am meisten durch die Propaganda des Islam wie des Judentums beeinflußt worden.

Als Nordafrika unter die Herrschaft der Araber kam, war ein Teil der einheimischen Bevölkerung heidnisch, ein anderer jüdisch, ein dritter christlich.[3]) Allem nach muß die erstgenannte Kategorie die bedeutendste gewesen sein. Dahin gehörten die großen Stämme der Zenata im Innern von Algerien und Oran, der Lovata in Süd-Tunesien, der Masmuda in Marokko. Diese wurden ohne weiteres vor die Entscheidung gestellt, den Islam anzunehmen oder das Recht auf Existenz zu verlieren; sie konvertierten zum Islam. Die jüdischen Stämme, deren Glauben teils auf das jüdische Proselytentum, teils auf Zuzug jüdischer Gläubigen von Arabien und Abessynien her zurückgehen wird (soweit nicht, wie in Marokko, Einwanderung vertriebener spanischer Juden stattfand), fanden sich außer in Marokko, wo bekanntlich das Judentum heute noch außerordentlich stark vertreten ist, besonders in West-Algerien, im Oasengebiet von Tuat einerseits, von Audschila andererseits. Im Aures bildeten sie das Zentrum des stärksten Widerstandes gegen die Araber unter der schon erwähnten Kahena, der Königin des Aures.[4]) Die Verfolgungen, welche der fanatische Gründer der Almohaden-Dynastie, Abd-el-Mûmen, gegen die Andersgläubigen richtete und wobei er die „Leute des Buches", Juden wie Christen, vor die Wahl stellte, zum Islam abzufallen oder zu sterben, brachten einen großen Teil dieser jüdischen Stämme wenigstens zu einer Scheinannahme des Muhammedanismus im 12. Jahrhundert. Andere größere jüdische Komplexe im Innern, in Tuat, in den Sahara-Oasen, im Süden von Marokko wurden im 14. und 15. Jahrhundert teils gewaltsam vernichtet, teils in Muhadscheria, d. h. in Renegaten umgewandelt. Trotzdem gibt es heute in Marokko sehr viele Juden, nicht bloß in den Küstenorten, sondern auch im Innern, im Gebirgsland des Atlas und selbst in den Oasen der Sahara. Der Flüchtlings-

[1]) Fr. Ohle, Beitrag zur neueren Marokkoforschung. Aehnlich urteilt W. Sievers, Afrika. 2. Aufl. 1910 und Gundert, Evangelische Mission. 4. Aufl. 1903.

[2]) Kurze in Warnecks Missionszeitschrift. 1908. S. 177 ff.

[3]) Vgl. die eingehenden Untersuchungen von Mesnage a. a. O. Bd. II. S. 48 ff., 73—115.

[4]) Auch in Dschebel Nefûsa im westlichen Tripolis. Geistliches Zentrum des Judentums war Kairuan.

zuzug aus Spanien hat offenbar nicht bloß zahlreiche Bekenner dieses Glaubens neu hereingebracht, sondern auch wiedererweckend gewirkt auf viel einstiges nur oberflächlich islamisiertes Judentum. Ganz anders war die weitere Geschichte der christlichen Berberstämme. Als solche werden angeführt in Tripolis die Berber der Oase Audschila, in Fezzan und die Nefusa[1]); in der einstigen Provinz Afrika wohl sämtliche eingeborenen Stämme, im Süden der Byzacena die Nefzaua, im Auresgebirge jedenfalls die Auraba, endlich im östlichen Mauretanien die Magraua und teilweise wohl auch die Bewohner von Kabylien, im westlichen Mauretanien die Ghomara um Tanger und Ceuta. Wenn man auch annehmen darf, daß andere christliche Einheiten zufälligerweise nicht genannt sind in den uns enthaltenen Ueberlieferungen, so fehlte es doch offenbar an einer kompakten großen eingeborenen Christenheit. Das hing freilich wieder mit dem Umstande zusammen, daß die Berber in Stammeseinheiten oder Eingeborenenverbände geschieden waren, die Steppen und das Bergland bewohnten und keine einheitliche Ordnung und Organisation hatten, also indirekt mit ihrem Unabhängigkeitssinn und ihren individualistischen Freiheiten. Selbst in der Stunde der größten Gefahr beim Einfall der Araber vermochten sich die Stämme nicht ganz zu einigen. Man hat mit Recht gesagt, Afrika wäre nie unterworfen worden, weder von den Römern noch von den Franzosen, wenn das Volk als ganzes zum Widerstande geeint gewesen wäre. Die einzelnen christianisierten Stämme verhielten sich demgemäß verschieden der neuen Glaubenslehre gegenüber. Einzelne nahmen ohne weiteres die Religion des Siegers an oder verkauften ihren Glauben, um ihren Landbesitz zu behalten. Andere erhielten Duldung ihrer Religionsausübung innerhalb gewisser Grenzen und bezahlten dafür die Kopfsteuer (dschesja), die je nach der Steuerklasse 60, 30 oder 15 Franken betrug und die Grundsteuer (charadsch), entsprechend der Größe und dem Wert des einstigen Grundbesitzes, der dem Nichtmuselmann nur leihweise gelassen wurde. Solche christliche Berberstämme werden noch für die Zeit des 14. Jahrhunderts namhaft gemacht bei den Nefzaua in Tripolis und bei den Auraba in der Umgegend von Biskra.[2]) Aber auf die Dauer konnten sich auch solche vereinzelte christliche Minoritäten, abgesondert vom großen Zusammenhang der katholischen Kirche, nicht halten aus Mangel an bedeutenden christlichen Persönlich-

[1]) Vgl. Basset, Les sanctuaires du djebel Nefousa (Journal Asiatique 1899); im Einzelnen auch Mesnage Bd. VII, S. 73 ff.

[2]) Details zusammengestellt aus Ibn Chaldun, El Bekri usw. bei Mesnage a. a. O., Bd. 2, S. 262 ff. Diehl a. a. O. S. 265. Ueber die Christen in Tlemsen s. a. Journal Asiatique 1841, Bd. 2, S. 19 ff. (nach Ibn Chaldun) und Edrisi, Description de l'Afrique; ed. Dozy et de Goeje. 1866. S. 80. Ueber die christlichen Nefûsa s. El Bekri im Journal Asiatique 1858, Bd. 12, S. 437.

keiten und christlicher Glaubensunterweisung. Nirgends findet sich in den geschichtlichen Ueberlieferungen eine Erinnerung an eine hervorragende Einzelgestalt des einheimischen Christentums. Allem nach war die Annahme der Jesusreligion für die Berber ein Bekenntnis zum Glauben der Mehrheit, wie später der Uebergang zum Islam, und das Verhältnis zu den Glaubensgütern ein für den einzelnen durch Kultus und Konvention angegebenes. Die Anhänglichkeit an diese einmal übernommenen religiösen Formen, der dem Berber eigene konservative Zug, das zähe Festhalten am Uebernommenen und der Widerspruchsgeist gegen Fremdes konnte allein das Weiterführen solcher Art von Religiosität sichern. Damit aber stand mehr und mehr in Widerspruch das materielle Interesse und die persönliche Freiheit, die ihm über alles geht. Von dem Augenblicke an, wo diese letzteren Motive schwerer wogen, konnte ohne innere Gewissensbedenken die Schwenkung zum andern Glauben stattfinden. Solches alles um so leichter, da ja die christliche Religion in fremden Formen und in fremder Sprache dargeboten worden war. Die berberische Sprache war den Lateinern eine barbarische Sprache, mit der man nicht rechnete. Es ist punisch gepredigt worden in den Landgemeinden, wohl schwerlich jemals berberisch; an eine Bibelübersetzung in dieses Idiom konnte gar nicht gedacht werden. So blieb auch für das Nationalgefühl wie für das individuelle Leben der Christenglaube etwas fremdes, und es fehlte jene innere Bindung, welche dem Judentum trotz aller Hindernisse schließlich das Leben und die Weiterexistenz in Nordafrika gesichert hat. Daß es aber *nicht zu einer eigentlichen Christianisierung der Eingeborenen* kam, hing zusammen mit dem damaligen katholischen Kirchenwesen und dem Frömmigkeitsideal. Die Klöster waren Stätten der Andacht und Zurückgezogenheit, aber nicht Ausgangsstellen für die Missionierung der Heiden. Wenn eine eigentliche Ausbreitung des Christenglaubens unter den Eingeborenen stattfand, so geschah sie im Sinne einer Romanisierung, nicht einer Evangelisierung, um die Grenzen der römischen oder byzantinischen Herrschaft zu befestigen, also aus Kolonialpolitik, nicht aus Reich-Gottes-Politik. Das Problem, daß auch die Seelen der Barbaren nicht verloren gehen dürfen, brannte so wenig im Herzen eines Augustinus, daß man sich eher fragen muß, ob er überhaupt ernstlich mit der berberischen Bevölkerung als einem Teil der zum Heil Berufenen gerechnet hat. Und wenn für diesen Herold des Christenglaubens in Afrika ein solcher Universalismus nicht denkbar war, wie sollte er zu finden sein bei den Gläubigen zweiten Grades? Darum *existiert das Problem der Heidenmission eigentlich gar nicht hinsichtlich der Berber*, so wenig wie hinsichtlich der Skythen, der Sarmaten oder anderer barbarischer

Völker. Aber dieses offenbare Manko an Heilserkenntnis hat seine tiefere Ursache in jener Auffassung vom Heile selbst, das durch Anschluß an die seligmachende Kirche gefunden wird und damit hinausläuft auf eine Unterwerfung unter ihr Gesetz, und das nicht sowohl eine individuelle Erfassung und innere Aneignung der Glaubensgüter verlangt als eine Annahme der Glaubensformen. Dies letztere, aber nicht das erstere, konnte ja geschehen, auch wenn der Glaube in fremder heiliger Sprache dargeboten wurde. Aber gerade die Unterwerfung unter eine andere Macht, die Entfremdung vom eigenen Wesen, das Aufgehen des Individuellen in einem Allgemeinen, ist der Berbernatur zuwider gewesen bis auf diesen Tag. Wirklich nahe zu kommen vermag man bloß durch Eingehen auf ihre Eigenart.

Eben dies wird deutlich durch die *spätere Entwicklung Nordafrikas* dokumentiert. Die Berber wurden durch die schon erwähnte zweite arabische Ueberflutung im 11. Jahrhundert zersprengt, aber nicht entwurzelt. Es drängten sich überall fremde Elemente zwischen die geschlossenen Stämme und bewirkten eine Arabisierung in Sprache und Religion, aber nicht im Geiste. War man aus Berechnung oder aus Zwang und Not einst zum Glauben der Sieger übergetreten, so begnügte man sich doch mehr mit den Formen der Frömmigkeit und machte sich den Islam irgendwie zurecht. Mit Vorliebe haben sich die Berber der *charidschitischen Bewegung* angeschlossen, der schismatischen Richtung innerhalb des Islam, die sich im Gegensatz zu Sunniten und Schiiten gebildet hatte.[1]) Diese Gruppierung ist sehr kennzeichnend. Sie entspricht einer ähnlichen zur Zeit, als die katholische Kirche in Nordafrika dominierte. Damals machten die Berber mit Vorliebe gemeinsame Sache mit der freikirchlichen Richtung der Donatisten und stellten sich damit in Gegensatz zur Staatskirche, eben weil diese autokratisch ihre Machtherrschaft ausübte. Die heutigen Berber bekennen sich zum malikitischen Ritus und zur strengen Prädestinationslehre. „Es stand geschrieben", das ist die stereotype Erklärung, Begründung und Entschuldigung. So wenig einst das Evangelium in die Landessprache übersetzt worden ist, so wenig haben jetzt jene Völker den Koran in ihrem Dialekt. Das Arabische ist wie einst das Lateinische Kultsprache und wird vielfach, besonders in den alten Gebetsformen, nicht verstanden vom niedrigen Volk. Viele Berber im Atlas kennen Muhammed kaum dem Namen nach; für andere kommt er erst hinter dem Dorfheiligen. Heiligenverehrung und Glauben an die Wunderkraft und Segenswirkungen der Heiligen, das ist das populäre Element in der Religion. „*Schürfa*", d. h. wirkliche oder angebliche Abkömmlinge des Propheten, wie auch *Marabutin*, d. h.

[1]) Slane, Histoire des Berbères, B. 1. S. 217, 224, 293

durch das Volk heilig gesprochene Asketen, sammeln um sich eine Sauja, eine religiöse Genossenschaft, manchmal bei einer „Kubba", einem Heiligengrab, manchmal bei einem Bethaus, einem Asyl, einer Pilgerherberge. Ganze Klöster mit Zellen für Reisende und Schüler entstehen auf diese Weise mit ihren Orden und ihrem Abt, dem Mulai. Brüderschaften wie diejenige der Aissauin (des Ordens Jesu) leben durch Gebetesprechen nach dem Rosenkranz, Fasten und asketischen Uebungen, durch Wunder- und Zauberwerk, wie Verschlingen von Steinen, Glas, Schlangen, vom Aberglauben des Volkes und stacheln gelegentlich den Fanatismus des Volkes auf.[1]) Von den Berbern in Groß-Kabylien sagt ein Gewährsmann, Arbeit und Unabhängigkeit sei ihre eigentliche Religion.[2]) Ein Reisender der neueren Zeit hatte den Eindruck, daß darum, weil die Berber weniger unter der Macht des Islam stünden, eher eine Empfänglichkeit für abendländische Zivilisation vorhanden sei.[3]) Uebereinstimmend günstig lautet, wie oben schon bemerkt, das Urteil über die berberische Frau, welche ganz im Gegensatz zur arabischen Ehefrau, auf dem Lande unverschleiert sich zeigt, eine geachtete Stellung in der monogamischen Ehe einnimmt und auch gesundes religiöses Interesse hat, ganz im Gegensatz zu dem sonst so häufigen krassen Aberglauben.[4])

10. Versuche zur Wiedergewinnung.

Kolonialkirchen. Interniertenkirchen. Sklavenpastoration. Gegenwartsverhältnisse. Katholische und evangelische Mission.

An Versuchen zur Wiedergewinnung des verlorenen Gebietes hat es die katholische Kirche nicht fehlen lassen. Zuerst war es freilich nur die Pastoration der in Afrika niedergelassenen, angeworbenen oder gefangenen Christen, welche in Frage kommen konnte. Seit dem 12. Jahrhundert werden die Handelsbeziehungen zwischen Sizilien und Italien einerseits, den Einzelstaaten der Berberei andererseits enger und geordneter. Gaeta, Amalfi, Salerno, Pisa, Genua und Venedig, aber auch Tarragona, Malorka und selbst Marseille haben ihre Handelsverträge und Niederlassungen an der Küste des schwarzen Erdteils mit eigenen Gebäulichkeiten (Kontoren, Magazinen, Fonduk) und eigenem Personal. Vertraglich einbedungen war dabei die Kirche mit Gottesacker und das Recht freier Gottesdienstübung. Der Spezialforscher, der sich mit diesen Untersuchungen eingehend befaßt hat, stellt für die etwa vierzig Levantehäfen der Berberei

[1]) Aehnliches berichtet schon im 16. Jahrhundert Leo Africanus für seine Zeit.
[2]) Aucapitaine, Etude sur l'origine des tribus Berbères de la Haute Kabylie (Journal Asiatique 1854 B. 14. S. 285).
[3]) Rohlfs, Marokko 1873.
[4]) El-Bekri, a. a. O XII, 421; XIII, 187 ff.

fünfzehn solcher christlicher Handelszentren fest, darunter Tanger, Ceuta, Tlemsen, Oran, Algier, Tunis, Tripolis[1]). Für Tlemsen wird die katholische Kolonie im 14. Jahrhundert berechnet auf 4000 Seelen (Kaufleute, Handwerker und Soldaten). Für die Stadt Tunis schätzt im Jahre 1403 ein spanischer Reisender die Zahl der Christen auf rund 100,000. Außerdem hielten sich die Herrscher in Marokko, Tlemsen, Constantine und Tunis eine Leibwache, die im 13. und 14. Jahrhundert vorzugsweise aus angeworbenen Christen bestand; auch diese hatten ihre reguläre gottesdienstliche Versorgung. Ein drittes Kontingent bildeten die christlichen Internierten, welche hauptsächlich aus Spanien in politisch unruhigen Zeiten nach Maghrib übergeführt wurden. Sie genossen wie die christlichen Mozaraber in Spanien Kultusfreiheit mit der Bedingung, sich jeder Beleidigung gegen Muhammed und seine Religion zu enthalten. Sie bekamen geistliche Hilfe und Tröstung besonders durch die beiden Bettelorden, in Tunis durch die Franziskaner, in Marokko durch die Dominikaner; doch brachte auch gelegentlich das blinde gegen den Islam polemische Vorgehen einzelner solcher Mönche schwere Verfolgungen über diese christlichen Kreise. Besonders die Bemühungen des Dominikaners Raymundus de Pennaforta, der um 1250 im Kloster des Ordens in Tunis eine arabische Schule einrichten ließ und selbst ein Handbuch für die Missionare verfaßte, führten mehrere bedeutsame Konversionen herbei, so daß man sich bereits mit der bevorstehenden Bekehrung des Königs von Tunis schmeichelte. Der frühe Tod Ludwigs des Heiligen von Frankreich, der bald nach der Eroberung von Tunis eintrat, machte solche Hoffnungen aber zu nichte. Am ernstlichsten und hingebendsten widmete sich der Franziskaner Raymundus Lullus der Missionierung von Nordafrika (1234—1315). Um die arabische Sprache zu erlernen, kaufte er sich selbst einen muhammedanischen Sklaven und ließ sich von ihm unterrichten. Mit Hilfe des Königs von Mallorka gründete er daselbst ein Kollegium zur Ausbildung von Missionaren für Afrika und verwandte die ganze Kraft seiner Persönlichkeit, um vom Papste die Einrichtung arabischer Lehrkurse zu erlangen zum Zwecke der christlichen Propaganda unter den Muhammedanern. Er selbst versuchte zu verschiedenen Malen als Missionar zu wirken in Tunis und Algier und glaubte durch die Macht seiner Beweisführung den Glauben Muhammeds widerlegen zu können. Er starb an den Folgen der Mißhandlungen, womit ihn die aufgeregte Menge in Bugia für sein mutiges aber blindes Eifern belohnte. Am Ende des 14. Jahrhunderts müssen immerhin in Tunis eine ganze Anzahl von Kirchen und sogar Klöstern existiert haben, welche von ansäßigen Christen benützt, von Europa aus unterstützt wurden. Weniger bedeutend

[1]) De Mas Latrie und nach ihm Mesnage, B. 3, S. 5 f.

muß diese mittelalterliche Kirche in Tlemsen und Marokko gewesen sein. In ein paar eroberten Städten Marokkos, darunter Tanger, Ceuta und Safi, unterhielt auch im 16. Jahrhundert das christliche Portugal eine Kirche wie Spanien um dieselbe Zeit in Nordalgerien, speziell in Oran. Aber auch diese Ansätze zu einer Neubildung der afrikanischen Christenheit hatten keinen gedeihlichen Fortgang. Pest, Hungersnot, Erwachen des fanatischen Christenhasses infolge feindseliger Maßnahmen der genannten christlichen Mächte gegen die islamitischen Glaubensgenossen, schließlich das Entfachen des heiligen Krieges durch die Marabutin in Marokko verunmöglichte mehr und mehr die Forteristenz solcher fremdartiger Partikel im Ganzen der islamitischen Welt. Seit dem Beginn der Türkenherrschaft über die Berberei begannen jene Raubzüge der algerischen Piraten, welche mehr und mehr hinausliefen auf eine Brandschatzung der christlichen Staaten und eine Sklavenjagd im Großen.[1]) Der Sklavenhandel mit allen seinen Scheußlichkeiten, den menschenunwürdigen Sklavenkasernen, dem aufreibenden Galeerendienst, dem grausamen Strafsystem, bildete nun Jahrhunderte hindurch die furchtbare Geisel, welche der afrikanische Islam gebrauchte gegenüber seinem früheren Herrn. Die Zahlen, welche man statistisch zusammengestellt hat, sind erschreckend und zeugen von unermeßlichem Elend. Für die Stadt Algier allein sind 500,000 Sklaven berechnet worden für das 16. Jahrhundert. Im Jahre 1619 schätzte man die Zahl der christlichen Sklaven in der Berberei, das heißt der Reichen von Algier, Tunis, Tripolis und Fez auf zirka 120,000. Die völlig uneinigen christlichen Staaten wußten sich dieser Plage gegenüber auf keine andere Weise zu helfen, als durch Loskauf des Menschenzolles in Gestalt eines regelmäßigen jährlichen Tributes an die afrikanischen Staaten. Alle größeren europäischen Staaten haben sich, außer Rußland, vereinigt, diesen Durchgangszoll durch das Mittelmeer an die Randstaaten zu entrichten. Spanien beispielsweise entrichtete eine Jahresabgabe von 1000 Talern; bei jedem Konsulatswechsel aber wurden etwa 12,000 Taler gefordert. Noch 1829 zahlte das Königreich beider Sizilien jährlich 24 000 Piaster Tribut, selbst England mußte sich bequemen, bei jeder Konsulatsänderung ein Geschenk von 600 Pfd. Sterl. zu machen. Dänemark bezahlte seine Abgabe bis 1844 an Marokko, als schon Algier von den Franzosen erobert worden war (1830). Noch im Jahre 1852 mußten die Konsule danken und bezahlen für Auslieferung von christlichen Schiffbrüchigen. Angesichts solcher Machtlosigkeit der christlichen Staaten ist es ein doppelt schönes Werk der christlichen Kirche, daß sie versucht hat, wenigstens das Los der christlichen Sklaven

[1]) Jakub el Mansur hatte allein nach der Schlacht bei El Arkos im Jahre 1195 gegen 40 000 Europäer als Sklaven in sein Reich Marokko geschleppt.

zu mildern. Diesem Zwecke (Loskauf der Gefangenen durch Geld, nötigenfalls durch Stellvertretung) diente der seit 1198 bestehende Dreifaltigkeitsorden (Trinitarier) und der im 13. Jahrhundert entstandene Mercedarier. Man hat berechnet, daß für die Zeit von 1625—1800 die Zahl der durch sie losgekauften Sklaven auf ungefähr 130 bis 150 000 berechnet werden kann; damit kam ein einziger Loskauf auf eine Summe von etwa 6000 Franken zu stehen.[1]) Wie viele Ordensbrüder das persönliche Opfer der Selbsthingabe leisteten, um durch ihre eigene Person einen Gefangenen auszulösen und dabei die Peinigungen, Entbehrungen und Krankheiten des Sklaventums auf sich zu nehmen, entzieht sich der Berechnung. Aber es ist wahr, daß hier manches Martyrium geleistet worden ist in der Stille, das ebenso groß und bewundernswert ist, wie irgend eines aus der Verfolgungszeit des Christentums. Auch um die geistliche Pastoration der Gefangenen und um die Pflege der ausgestoßenen, kranken oder arbeitsunfähigen christlichen Sklaven nahmen sich die erwähnten Bruderschaften (später auch die Lazaristen) an; sie gründeten in Algier ein Spital, in dem sie regelmäßig einen Arzt, einen Apotheker, einen Krankenwärter, einen Speisemeister, drei Klosterbrüder und eine Anzahl Hilfsangestellter hielten. Da eine große Zahl der Gefangenen wie auch der aus Spanien herübergekommenen arabischen Christen in Gefahr waren, zum Islam abzufallen, so bemühte sich die Kirche, eine geordnete Pastoration zu schaffen. Die im Jahre 1622 durch Papst Gregor XV. geschaffene Gesellschaft zur Verbreitung des Katholizismus unter den Heiden (Congregatio de propaganda fide) betraute mit dieser schwierigen Aufgabe die Kapuziner in Italien, während die barfüßigen Augustiner von Frankreich aus die Gegenden von Constantine besuchen sollten. Durch Vinzenz von Paula, der selbst von 1605—1607 als Sklave in Tunis gelebt hatte, wurde in Algier und Tunis ein Vertreter der katholischen Kirche mit dem Titel „Apostolischer Vikar" eingesetzt und ihm gleichzeitig als Konsul eine politische Machtstellung eingeräumt. Diese Vermischung von Politik und Religion erwies sich bald als nachteilig und führte zu schweren Konflikten mit dem nachmaligen Bei von Algier. Immerhin blieb die Stelle eines apostolischen Vikars von Algier und Tunis besetzt bis zum Jahre 1798 und damit eine gewisse Fürsorge für die unglücklichen gefangenen Christen erhalten. Eine ähnliche Organisation konnte auch in Marokko geschaffen werden und erhielt sich trotz schwerer Unterbrechungen durch das 17. und 18. Jahrhundert hindurch.[2])

[1]) Für alle Einzelheiten ist zu verweisen auf den dritten Band des oft genannten Werkes von Mesnage, das gerade über die Eglise Mozarabe und die Esclaves Chrétiens sehr sorgfältige, kritisch gesichtete Untersuchungen enthält.

[2]) Ein Bericht an die Gesellschaft de propaganda-fide vom 5. Juli 1777 gibt

Die Aufhebung der Sklaverei und des Sklavenhandels in Nordafrika erfolgte durch die Gewalt der Kanonen Frankreichs 1830 für Algerien, durch die englische Flotte 1816 für Tunis und Tripolis. In Marokko schaffte Mulei Soliman 1817 die Christensklaven ab; aber es dauerte noch Jahrzehnte, bis im Verzicht auf jedes Piratenwesen die Suprematie der christlichen Mächte tatsächlich anerkannt wurde und damit Nordafrika gänzlich auf jene Vorherrschaft verzichtete, die es durch Jahrhunderte hindurch ausgeübt hatte.

Heute sind die bedeutungsvollen Brücken, welche Europa mit Afrika verbinden, überall im Besitze von sog. christlichen Mächten. Die äußern Hindernisse für eine zweite Christianisierung sind fast völlig geschwunden. Aber nun da es gilt, die Volksseele zu gewinnen, stößt das Christentum auf die geistige Macht des Islam. Es wird sich fragen, wie groß diese Macht ist, und wie weit ihrem Einfluß wirklich die Volksseele verfallen ist und schließlich, wer stärker ist, Christus oder Muhammed.

Die Stellung der beiden Weltteile Europa und Afrika zu einander ist heute merkwürdig ähnlich mit derjenigen zur Zeit des römischen Reiches. Wiederum ist Europa der Herrscher geworden und hat den ganzen Nordrand besetzt. Seine Völker sind die Träger der Kultur, der Bildung, aber auch die rücksichtslosen Ausbeuter des afrikanischen Bodens und seiner eingeborenen Bevölkerung. Wie einst Algerien das hauptsächlichste Exportland für Wein, Korn und Gemüse war, so ist es heute wieder der Fall, und Tunis und Marokko werden, wenn einige Jahrzehnte verflossen sind, auch wieder blühende Länder werden können, soweit der Bodenertrag in Frage kommt. Wieder kämpfen wie einst die Söhne der eingeborenen Krieger als Hilfstruppen auf den Schlachtfeldern der Weltmächte und wieder sind befestigte Plätze bis weit ins Innere des Atlas und bis an die Sahara heran vorgeschoben, durch welche die unruhigen berberischen und arabischen Nomaden- und Wüstenstämme im Respekt erhalten werden. Wieder hat sich der Europäer festgesetzt, nicht bloß als Kaufmann und Händler in den Städten, sondern auch als Kolonist, Garten- und Weinbauer, und ein großer Teil des fruchtbaren Gebietes ist in Händen von Großbesitzern oder Aktiengesellschaften, die völlig gleichgültig sind für das Wohlergehen des Lan-

folgende Details über diese Mission: 1. Mekines, Hauptstadt des Reiches, 1 Kloster, 1 Spital, 1 Priester und 2 Laienbrüder; 165 Taufen kleiner Kinder in articulo mortis, darunter 2 aus der königlichen Familie. 2. Marokko: 1 Spital, 3 Missionspriester, Taufe eines Kindes in articulo mortis. 3. Mogador: 1 Spital, 1 bis 2 Missionare, 3 Taufen von Kindern. 4. Tanger: 1 Spital, 1 Missionspriester. 5. Tetuan: 1 Spital, 2 Missionare. (Nach Meenage B. 3, S. 243 f.). Uebrigens bestand ein Kloster der Franziskaner in Tanger, das bis 1662 bald spanisch, bald portugiesisch war. Durch Erbschaft an England gelangt, wurde es von diesem 1684 aufgegeben und lieber den Marokkanern ausgeliefert als einer christlichen Macht.

deseinwohners. Einzig darin zeigt sich eine bemerkenswerte Aenderung gegenüber früher, daß nicht eine gesamte europäische Macht, sondern drei Mächte sich den neugewonnenen Boden mehr oder weniger streitig machen: Frankreich, Spanien und Italien. Ersteres hat weitaus die Vorherrschaft. Aber selbst in Algerien nicht unbedingt. In Algerien stehen den 500 000 französischen Kolonisten etwa 290 000 Fremde gegenüber, darunter ein sehr starker Bruchteil Spanier; in der Provinz Oran redet man mehr spanisch als französisch. Die Italiener, welche in Algier auch zahlreich sind, zählen in Tunesien wohl 100 000 Seelen, denen nur etwa 35 000 Franzosen entsprechen. Es wird sich fragen, ob Frankreich imstande ist, ein einheitliches nationales Volkstum zu bilden. Noch bedeutsamer wird das Problem sein, wie die eingeborene Bevölkerung wirklich gewonnen werden kann für ein eigenes gemeinsames Staatswesen. Daß dies trotz allem Bemühen heute noch nicht gelungen ist, sowenig wie es einst erreicht worden war, das geben unbefangene einsichtige Franzosen ohne weiteres zu. War es früher schon schwierig, so wird diese Aufgabe, seit Marokko besetzt ist, noch bedeutend komplizierter. Aber hinter dem politischen Problem steht das religiöse. Es wird nicht gelöst, indem man es ignoriert, und solange der Islam ist wie er ist, unduldsam gegenüber dem Christenglauben, wird er trennend wirken, und solange die Kultur ist, was sie ist, Sachenkultur und Machtgewinn, solange wird sie das eingeborene Volkstum nicht heben und veredeln. Es wird darauf ankommen, einerseits den Islam wirklich in den Schatten zu stellen durch einen weitherzigen, aber zugleich innigen, kraftvollen, liebesstarken Glauben, der nicht im Dienste nationaler Politik steht, andrerseits durch eine selbstlose erzieherische Arbeit an der Jugend den beschränkten Geist zu öffnen und bei völliger Wahrung von Volkssprache und Eigenart, die Volksseele zu gewinnen. Es ist klar, daß hiezu die evangelische Fassung des Christentums besser ist als die katholische und daß das berberische Volkselement empfänglicher sein wird als das arabische.

Auch die katholische Kirche hat sich die Gewinnung der Berber in neuerer Zeit angelegen sein lassen. Die Mission in Kabylien und im Aures umfaßt 13 Stationen, wo gegenwärtig (1913—1914) 51 Missionare, 89 Nonnen und 144 Katechisten arbeiten. Man zählt 1032 Neubekehrte, 122 Katechumenen, 14 Schulen mit 630 Knaben und 301 Töchtern, 3 Spitäler und 16 Freikliniken, wo 148 293 Kranke behandelt worden sind. Im Berichtsjahr fanden statt 27 Taufen Erwachsener, 60 Kinder von Neubekehrten und 707 in articulo mortis, 4 Konfirmationen, 18 Eheeinsegnungen, 11 187 Beichten und 40 736 Kommunionen.[1]) Bei solchen Zahlen ist immerhin festzustellen, daß nach dem

[1]) Nach Mesnage, B. 3, S. 249.

Urteil eines katholischen Missionsschriftstellers selbst[1]) unter den Berbern Einzelbekehrungen soviel wie ausgeschlossen seien und man deshalb suchte, ganze Einwohnerschaften oder wenigstens Stammesgenossen zusammen zu taufen, um ein Resultat zu erreichen. Von anderer zuverlässiger Seite wird berichtet, daß die Berber ganz gerne ihre Kinder in die Missionsschulen schicken, um Kenntnisse zu erwerben, aber nicht daran denken, sie hernach Christen werden zu lassen. Die protestantische Mission hat im Jahre 1831 zuerst eingesetzt durch die Pariser Mission; doch mußte diese letztere sehr bald von dem Versuch abstehen. Erstmals hat sich der Engländer Georg Pearse († 1902), welcher unter dem französischen Militär evangelisierte, für die Kabylen interessiert. Später besuchte der Londoner Missionsmann Dr. Grattan Guinneß Kabylien und gewann für eine Mission daselbst den Schweizer H. J. Mayor und den bekehrten Druse F. J. Zeisun und den Engländer E. H. Glenny. So bildete sich die Gesellschaft für nordafrikanische Mission, an der sich besonders Plymouth Brüder und Baptisten beteiligten. Im Jahre 1903 bestanden 17 Stationen mit 85 Arbeitern und Arbeiterinnen, die sich an der Arbeit unter der eingeborenen Bevölkerung beteiligten durch Hausbesuche, Schriftenverteilung, Predigt und Dienst an Armen und Kranken. Das Komitee der nordafrikanischen Mission in London sandte ferner im Jahre 1889 die beiden Missionare Michell und Harding nach Tripolis, um dort unter der gemischten Bevölkerung mit der Missionsarbeit zu beginnen; durch Verbreitung biblischer Schriften und ärztliche Hilfeleistungen soll wenigstens der Boden vorbereitet werden für eine eigentliche künftige Evangelisation. In ähnlicher Weise sind in Tunis die Posten Tunis (Stadt seit 1885), Sfax, Susa, Kairwan, Biserta besetzt worden mit im Ganzen 4 Missionaren und 12 Missionsschwestern und in Algerien die Stationen Algier, Constantine, Cherchel und Dschemah mit 4 Missionaren und 8 Schwestern.[2]) Außerdem arbeitet noch der schwedische Missionsbund unter Kabylen und Arabern. Aber die Erfolge sind vorerst äußerst bescheiden. Die Zahl der in sämtlichen dieser nordafrikanischen Missionen getauften Araber und Berber erreicht kaum 100. Am ehesten darf man schließlich auf eine Wirkung der Bibelverbreitung hoffen; jetzt ist endlich das Evangelium in einem Dialekt der berberischen und in mehreren arabischen Idiomen gedruckt und verbreitet worden. Nach dem Berichte eines Bibelboten sind allein im Jahre 1911

[1]) P. M. Baumgarten, Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdenrund, 1902, S. 297. Die Zahlen katholischer Bekenner außerafrikanischer Herkunft (also Europäer ꝛc.) werden angegeben für Algerien 531 960, für Tripolis 5750, für Tunis 35 000, für Marokko 6260.

[2]) Nach Gundert, Evangelische Mission, IV. Aufl. 1903.

über 10,000 heilige Schriften unter der Bevölkerung von Marokko verteilt worden — darunter wurden mehr als 400 Exemplare an muhammedanische Mauren verkauft. Aber solange der Islam nicht innerlich überwunden ist und solange auf dem Abfall die Todesstrafe steht, ist auf eine bedeutende Zunahme der christlichen Bekenner nicht zu hoffen. Wenn es aber eintrifft, was jetzt in der Geschichte des Weltkrieges angedeutet liegt, daß die Geschlossenheit des Islam als politische Macht zersprengt ist und wenn einmal die religiösen Ideen dieses Glaubens in geistigen Wettstreit mit dem Christentum treten müssen, so wird sich zweifellos die innere Armut des Prophetenglaubens, der nur den allereinfachsten Bedürfnissen zeitweise genügen konnte, offenbaren. Der deutsche Reisende Rohlfs berichtet in seinen Reiseerlebnissen aus Marokko[1]), daß einige alte Wahrsager prophezeiten, einst würden die Christen in Fez einrücken. Man antwortete gemeinhin darauf mit der Formel: „Gott verfluche sie! Aber vielleicht ist es so geschrieben." Bekanntlich hat sich äußerlich jene Prophezeiung erfüllt; aber wie erbärmlich wenig bedeutet das für das wirkliche Näherkommen des Reiches Gottes! Daß dieses hereinbreche mit seinen Kräften der Liebe, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens, das muß Christenhoffnung sein und Endziel aller wirklich christlichen Politik, auch für Afrika.

[1]) G. Rohlfs, Mein erster Aufenthalt in Marokko 1873. S. 314.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BR 1390 I7
Iselin, E L
Der Untergang der christlichen Kirche in Nordafrika

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 20 03 011 7